



OSR 177

**UB GIESSEN**

UB GIESSEN



27 008 399

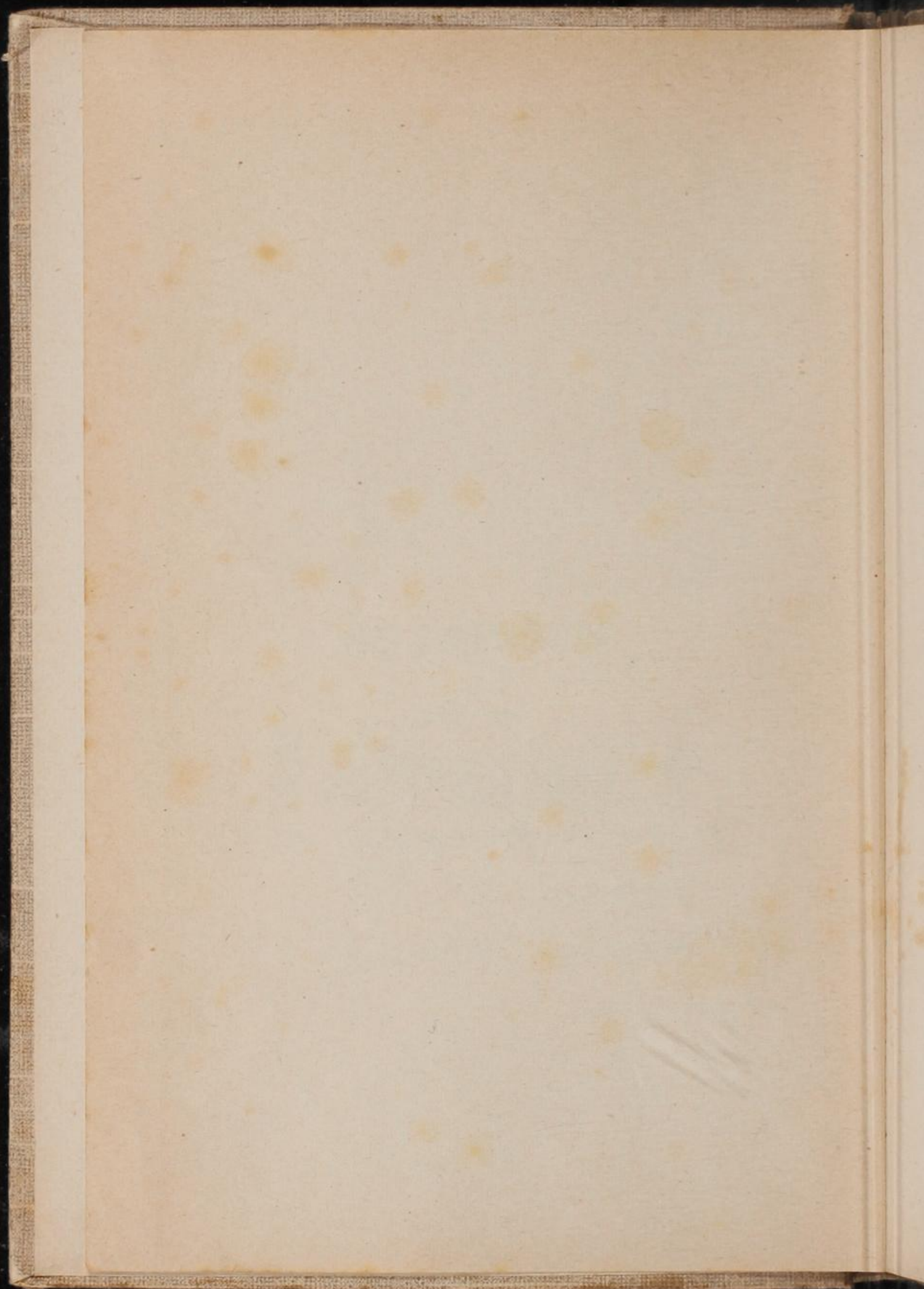
15

E-15183

51-

Kriegsweihnachten 1944  
gewidmet  
von Deinen Eltern.

15



Bücher der jungen Mannschaft  
Herausgeber Horst Artmann

Band 9

Heike Duill  
Marianne Groß  
Breidensteiner Weg 74  
6000 Frankfurt/M. 90  
Telefon 069/7893368



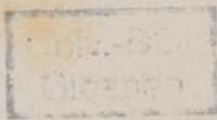
Justus Ehrhardt

# Vormarsch im September

Infanterie im Polensfeldzug

---

Enßlin & Laiblin - Reutlingen



27008399

Künstlerische Ausgestaltung: J. Nordmann

Alle Rechte vorbehalten / Printed in Germany / S 41,3 / 10. 1. 42. / 1182

## Trommelwirbel 1939

Immer noch rattern Züge nach Berlin, blanke, schwarze D-Züge, noch überglänzt von Seriensonne, blitzenden Wellen und schneebedeckten Bergen. Dazwischen Personenzüge, geschäftig und pflichttreu. Aber alle schon losgerissen von Fahrplan und Dienstvorschriften; ein anderer Plan schwebt unsichtbar über Gleisen, Stationen und Zügen. Die Männer mit den roten Mützen haben von einer Stunde zur anderen härtere, verschlossene Gesichter: Heute abend wird der gesamte private Eisenbahnverkehr eingestellt!

Sauchend und brausend springt aus der anderen Richtung schon wieder ein Güterzug in die Station, jagt herein mit dreihundert Achsen, der vierte schon in dieser Stunde. Geschütze, Progen, Munitionswagen, Bagagefahrzeuge, Fliegerabwehr mit feuerbereiten MG. auf den Wagen. Überall, überall die Gesichter der Soldaten, gespannt, ernst, entschlossen. Rufen und Winken und blitzende Augen und überall Feldgrau. Pferdeköpfe nicken und starren neugierig und verwundert aus den Lüftungsfappen. Heran, heran und schon vorüber. Der Wirbel schwillt an, das Brausen kommt noch näher, schon greift

es nach unseren Herzen, reißt uns hoch. Wir gehören immer mehr dazu. Das bürgerliche Kleid fällt von Stunde zu Stunde mehr ab.

Wir wuchten unsere Zeltbahnen über die Schultern und tappen die Straße zurück. Lastwagen überholen uns in schneller Fahrt. Staubwolken wirbeln hoch. An den Mauern glühen Plakate:

„Auf Befehl des Führers ist in diesem Bezirk, der zum Operationsgebiet gehört, die gesamte vollziehende Gewalt an den Militärbefehlshaber übertragen worden...“

Wir tappen weiter, in unseren Ohren ist das Sausen des großen Geschehens. Die Bahnschranke fällt herab, und wieder hämmert ein Zug vorbei. Geschütze, Wagen und immer noch einmal Geschütze, grauer, blanker Stahl, schlank und zuversichtlich, und aus allen Wagen die Gesichter der Kameraden. Die Ferne verschluckt das Sämmern, den Trommelwirbel. Minutenlang starren wir den letzten Wagen nach, wir hören und sehen nichts, wir leben schon im Zukünftigen.

Die Schienen singen ein hartes Lied, auf und ab, auf und ab. Wir nicken stumm und hasten weiter. Die Zeit verfliegt. Es geht um Minuten. Wir sind jetzt Soldaten. Im engen Quartier, auf raschelndem Stroh leisten wir den Eid. Langsam und feierlich spricht der Offizier den Eid vor. Brausend und wuchtig folgt der Chor unserer

gehören  
Stunde  
gehören  
Stunde  
Schultern  
berholen  
och. An  
der zum  
nde Ge-  
eden...“  
Sausen  
t herab,  
Wagen  
blanker  
Wagen  
ucht das  
starrten  
n nichts,  
ab, auf  
Die Zeit  
oldaten.  
sten wir  
zier den  
unserer

Stimmen. Das dumpfe Brummen einer über der Stadt  
kreisenden Staffel von Kampfflugzeugen kommt näher.

„Wir schwören — dem Führer und Obersten Be-  
fehlshaber — Treue und Gehorsam!“

Es knistert kein seidenes Fahnentuch, kein Degen  
blitzt. Das Dröhnen der Motoren über uns schwillt an,  
dringt in unsere Herzen wie feierliche Orgelmusik. Wir  
sehen den blauen Himmel über uns. So hoch und weit-  
gespannt ist das Zelt über uns alle. Kameraden! Treue  
und Gehorsam!

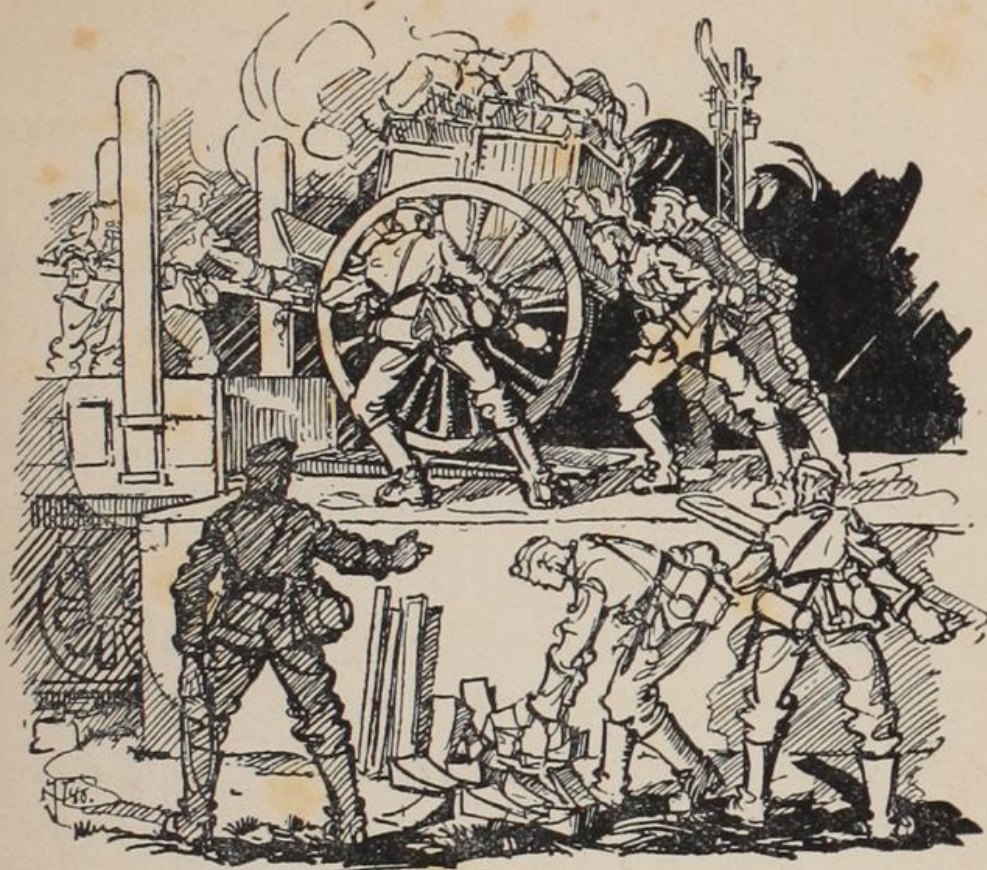
Die Pferde gehen zum erstenmal im Geschirr. Sie  
scheuen und brechen aus. Die Wagen werden hart ge-  
schleudert. Die Männer, des Fahrens noch nicht sehr  
kundig, pressen die Lippen aufeinander und halten die  
Leinen mit harten Händen. Erfahrung der Vergangen-  
heit und die Forderung der Stunde zwingen das Un-  
mögliche. Aus Lehrern, kaufmännischen Angestellten,  
Hilfsarbeitern werden Fahrer, Pferde- und Wagen-  
pfleger, aus Beamten, Handwerkern, Arbeitern, Kauf-  
leuten werden Infanteristen. Die Zeit verrinnt noch  
schneller. Der Wirbel schwillt zum Brausen.

In der Nacht wird das Bataillon verladen. Schwarz  
und verhängt ist die Nacht. Scheinwerfer blitzen auf.  
Pferde bäumen und scheuen. Wagen um Wagen rollt  
über die Rampe auf die Loren. Das Pochen der Äpfe

und Sämmen vervielfältigt sich. Sind wir nicht tod-  
müde? Wir taumeln, ein Befehl und das harte Muß  
reißen uns immer wieder zusammen. Der Zug rangiert  
an uns vorüber und wächst mit jedem Stoß. Und immer  
noch kommen neue Fahrzeuge heran, alle Hände müssen  
zupacken. Die Pferde sträuben sich gegen die Dunkelheit  
ihrer Wagen, sie müssen mit rauher Gewalt an ihren  
Platz gebracht werden.

Dann stolpern wir über Schwellen und geraten in  
der undurchdringlichen Finsternis fast unter die Wagen.  
Da schlägt aus weiter Ferne wieder die Trommel an,  
leise und verhalten, dann voller und härter, da ist der  
Wirbel schon über uns. Ein Transportzug jagt neben  
uns vorbei. Schemenhaft sind Gesichter, Fahrzeuge und  
Maschinen zu erkennen, und da steigt ein brausender  
Ruf aus der Nacht herauf, die Männer erkennen sich,  
und der Strom reißt sie zueinander, sie rufen sich an,  
und es klingt wie ein vieltausendstimmiges Ja. Mit  
einem Schlag sind wir hellwach. Das große Geschehen  
nimmt uns mit sich fort, jetzt sind wir ihm bedingungs-  
los verfallen. Was hinter uns liegt, ist nie gewesen.  
Wir stoßen vom sicheren Land ab und treiben der Un-  
gewißheit entgegen. Niemand denkt an Gefahr und  
Tod, nur: Wir sind dabei! Wir gehören dazu!

Ganz langsam fällt ein Gewitterregen aus der Finster-



nis heraus über uns. Breit und flatschend zerspringen die Tropfen auf unseren Stahlhelmen. Wir stehen neben den Schienen und warten auf den Befehl zum Einsteigen. Noch einmal hebt in der Ferne der Trommelwirbel an, ratatata, ratatata . . . Gellend wirft die Maschine einen warnenden Schrei spitz und schrill vor sich her. Im rasenden Tanz der Räder wirbelt der Zug heran: Militärtransport, endlos, verdeckte Wagen, spähend wachsame Gesichter, Fahrzeuge und vermummte Gestalten. Noch einmal springt das grüßende Rufen auf, sekundenschnell erkennen wir uns, wir von der feldgrauen Gemeinschaft.

Stolz und Bereitschaft, das Wissen um den großen Ernst verbinden uns. Der Trommelwirbel geht in der Nacht unter, er flingt in unseren Herzen nach. Da schiebt sich durch den Regen die Front unseres Zuges. Polternd stoßen die Wagen gegeneinander.

Einsteigen! Das Trompetensignal reißt uns hoch. Wir stolpern über die Schienen und flettern in die Güterwagen mit Bänken und mit den paar Händen voll Stroh am Boden. Stahlhelme und Gasmasken klappern, ein paar Minuten Finsternis und Verwirrung, dann hat jeder seinen Platz, und unversehens gleitet der Zug aus dem Bahnhof. Menschen stehen an der Rampe und winken uns nach wie von einem anderen Ufer. Immer mehr entfernen wir uns vom Grüßen und Winken. Die Finsternis saugt uns auf in immer schnellerem Wirbel. Die Räder stoßen und pochen hart und unerbittlich. Der Wagen schleudert uns gegeneinander. Wir können uns nicht sehen, wir schreien uns an, wir werden rasch taub vom Lärm, aber es flingt durch alles hindurch wie ein Ruf: Wir kommen!

Der Gedanke daran läßt uns verstummen. Wir wissen nicht, wohin es geht. Wir ahnen nur: ostwärts. Wir lauschen auf den Rhythmus der Räder. Jetzt sind wir Teil eines großen Geschehens, unaufhaltsam reißt es

Ernst  
Nacht  
t sich  
ternd

uns jetzt hinein: Pferde und Fahrzeuge, tausend Soldaten mit Waffen und Ausrüstung, mit festen Herzen und mit der klaren Entschlossenheit, ein bitteres Unrecht endgültig beseitigen zu helfen.

hoch.  
n die  
änden  
asken  
rung,  
et der  
lampe  
Ufer.  
und  
melle-  
id un-  
ander.  
, wir  
alles  
wissen  
Wir  
d wir  
ist es

Die Stunden gleiten vorbei. Die Kameraden sinken ermüdet vornüber, sie schlafen auf den Bänken, auf den Lehnen, an den Wänden, sie sinken erschöpft zu Boden. Ich steige vorsichtig über die Schlafenden hinweg und starre durch den Spalt der Schiebetür in die Nacht. Da rollen wir gerade durch einen großen Bahnhof, über Brücken hinweg. In der Tiefe blinkt der Strom. Im abgeblendeten Licht stehen Posten mit Stahlhelm und Gewehr. Langsam schiebt sich der Zug vorüber, dann rasselt der Wirbel schneller, noch schneller. Die Zeit eilt. Eine Stunde und noch eine Stunde zerflattern. Dann kreischen Bremsen, in vorsichtiger Fahrt fahren wir durch eine andere Stadt. Lautlos und groß hängen Sinsternis und Schweigen um uns herum. Drüben auf den Dächern stehen Posten, scharf gezeichnet heben sich ihre Schatten gegen den Himmel ab. Sie sehen nicht zu uns herüber. Ihre Gesichter sind nach Osten gewandt.

Nach Osten —

Ich will nicht müde sein; wie kann man in einer solchen Nacht schlafen, in einer Nacht, in der sich Völkerschicksale entscheiden! Ich sehe das Bild gegeneinander

marschierender Heere. Millionen wachen in dieser Nacht, endlose Züge stampfen durch die Dunkelheit. Motorisierte Kolonnen knattern über die Autobahnen. Alle Straßen sind überfüllt: nach Osten. Wieviel Abschiedstränen werden in dieser Nacht vergossen! Grüßen und Winken überall, Abschied wird genommen, werden wir uns gesund wiedersehen? Niemand weiß, was der morgige Tag bringt. Sunksprüche knattern rings um den Erdball. Kuriere starten mit Sonderflugzeugen von einem Land zum anderen. Wird der Lärm des Alltages noch einmal die Hilferufe unterdrückter Millionen übertönen?

Ich will in dieser Nacht, in der so Gewaltiges geschieht, nicht schlafen. Aber schon sinkt mein Kopf vornüber, schlägt dumpf gegen eine Wand, gleitet abwärts, bleibt auf einem Paar fremder Stiefel liegen. Ich spüre noch den kalten, zugigen Wind der rascheren Fahrt, und dann löscht das Bewußtsein aus.

Gleich darauf hebt sich der Kopf wieder hoch. Da hängt draußen der fahlgraue Morgen. Stunden müssen vergangen sein. Regen tropft unter wehenden Nebelfahnen heraus. Langsam fährt der Zug über Weichen. In den Büschen kauern, liegen und stehen Posten. Da sind Maschinengewehre aufgestellt. Schützenlöcher mit Stroh und da drüben ein Geschütz. Und überall Soldaten. Soldaten. Gesicht nach Osten.

Der Kamerad neben den Schienen zeigt auf das Gehölz hundert Meter entfernt: „Da drüben steht der Pole!“ Wir recken die Hälse, aber wir sehen nichts. Der Zug hält. Wir sind an der Grenze. Wir sind angelangt. Der Befehl kommt: „Aussteigen!“ Und gleich hinterher: „Laden und sichern!“

### Bereitschaft und Aufbruch

Grau und regnerisch löst sich der Tag aus der Dämmerung. Wir bringen die Fahrzeuge von den Loren herunter auf die Straße. Neben uns hält ein langer Zug Artillerie. Vor dem Stellwerk wartet schon ein anderer Zug auf das Einfahrtssignal. Wir müssen uns beeilen, die Rampen sollen für weitere Transporte frei gemacht werden. Wir packen mit Eifer zu, die Wagen rollen über das Pflaster. Gleich darauf kommt der Befehl:

„Bataillon! Ohne Tritt — marsch!“

Sinter einem Dorf machen wir an der Straße halt. Ununterbrochen marschieren jetzt Kolonnen an uns vorüber. Geschütze kommen mit hartem, metallischem Rasseln. Der Krieg rückt näher und näher. Wir warten auf Einsatzbefehle. Der Feind soll drüben mehrere Divisionen zusammengezogen haben, es wird mit einem Durchbruchversuch gerechnet.

Der Tag vergeht mit Warten und Sorgen. Immer noch ziehen Kolonnen vorüber, rasch und schweigend. Kein Lied wird gesungen, kaum daß man einmal Befehle hört. Unsere Pferde schnauben und werfen die Köpfe fragend herum. Sie bleiben im Geschirr vor den Fahrzeugen, jeden Augenblick kann der Befehl zum Abrücken kommen. Am Waldrand gehen jetzt Geschütze in Stellung. Dunkel und schwer weht die Nacht mit Nebel und Regen über uns hinweg. Die Nässe dringt durch die Uniformen, wir liegen auf Strohbindeln am Straßenrand, husten und frieren. Die Klänge einer Mundharmonika sind in der Nacht doppelt schwermütig.

Und wieder marschieren endlose Kolonnen vorbei. Wie seltsam unwirklich alles ist. Manchmal schrecken die Männer auf, starren um sich, tasten neben sich. Wir sind nicht mehr zu Hause, irgendwo liegen wir auf einem Acker am Straßenrand, und neben uns marschieren in der regentropfenden Dunkelheit Kolonnen, rollen und knarren Räder, schnauben Pferde. Artillerie, Infanterie, Maschinengewehre, Panzerabwehrkanonen und dann motorisierte Abteilungen. Kein Licht blitzt auf, nicht der kleinste Schein verrät den Aufmarsch. Das kommt heran mit Stampfen und Mahlen, mit Schnauben und Wiehern, und dann zieht es an uns vorüber.

Der Nebel verschluckt alles. Der Wald verdeckt die Regimenter mit Finsternis und Schweigen.

Sieben Männer liegen neben mir, röchelnd und schnarchend. Der Kopf eines Pferdes beugt sich suchend nach vorn, scharrend flirrt der Huf auf Steinen. Vom Gutshof herüber kommt ein Befehl, ein Kommando. Gleich darauf schwebt eine weiße Leuchtkugel in die Höhe. Der Dunst verschluckt die Sterne, alle Geräusche.

Die Nacht versickert in Ruhelosigkeit. Ein fahlgrauer Morgen rüttelt an den Stämmen. Pferde wiehern die Straße entlang, aus dem Walde kommt Antwort, von Osten und Westen, Süden und Norden trompetet der Ruf der Pferde.

„Sertigmachen!“

Plötzlich geraten die Fahrzeuge in Bewegung. Davorn marschiert schon die erste Kompanie. In grauen Streifen treibt der Nebel aus dem Wald über die Felder. Wir fahren dichter an den Wald heran und halten schon wieder. Die Fahrzeuge werden gegen Fliegersicht getarnt und stehen bereit, sofort loszufahren. Langsam ziehen die Stunden dahin. Der Nebel steigt höher, wird von einem kühlen, heftigen Wind zerferzt. Die Sonne schwebt über den Wipfeln. Wie mit einem Schlag vergeht der Nebel, der hellblaue Himmel spannt seinen Bogen. In diesem Augenblick kommt von fernher ein

Dröhnen, das rasch anschwillt zum dumpfen Brausen. Da ziehen die Geschwader der Luftwaffe feindwärts. Schwere Bomber, begleitet von Jägern und Aufklärern. Metallen schimmert die Luft, metallen wird das Brausen. Fassungslos stehen zuerst die Männer und starren nach oben. Das ist wahrhaftig die stählerne Kraft der Nation, wir fühlen es bis in den Schlag unseres Herzens hinein. Orgelnd und brausend jagen die Maschinen geradeaus. Hundert, zweihundert, dreihundert, vielleicht sind es mehr, vielleicht weniger. Wir ziehen erregt den Atem ein. Das Gefühl der Kraft, die uns allen gemeinsam ist, steigt, wächst und wächst.

Der Kamerad neben mir nickt und sagt atemlos: „Menschenfender, Donnerwetter!“

Mehr wird darüber nicht gesprochen.

Das Bataillon marschiert. Der große Marsch beginnt.

Da ist ein deutsches Zollhaus. Die Beamten heben die Hand zum Gruß. Der Schlagbaum zeigt hoch geöffnet wie ein Symbol zum Himmel, an dem jetzt weiße, trotzige Wolkenschiffe segeln. Das polnische Zollhaus rechts an der Straße brennt noch. Die Wände sind geborsten, und der schwarze Qualm quillt aus den zersprungenen Scheiben.

Links überholen motorisierte Kolonnen, Spähwagen, Fahrzeuge mit Munition, Verpflegung, mit Soldaten. Grau in grau. Stahlhelm, Gasmaske, Sturmgepäck.

Weit  
neben  
haue  
Baum  
Sperr  
ler m  
an, Fe  
Beda  
dann  
eines  
wir t  
Meer  
und  
J  
Strau  
men.  
roten  
Kose  
Blum  
an da  
Eine  
Blum  
zeuge  
Blum  
Krieg  
2

sen.  
rts.  
ern.  
sen.  
nach  
ion,  
ein.  
aus.  
es  
stem  
sam  
los:  
innt.  
n die  
ffnet  
ozige  
n der  
d der  
iben.  
agen,  
aten.  
epäck.

Weit geöffnet die Augen. Dicht und schwarz recken sich neben der Straße die Wälder. Breite Stacheldrahtverhaue laufen über die Höhen. Neben der Straße liegen die Baumstämme, frisch gefällte Tannen, Fichten. Straßensperren, rasch von den Pionieren entfernt. Es wird schneller marschiert, noch schneller. Wir sehen uns nicht mehr an, keiner achtet mehr auf den anderen, jeder ist mit seinen Gedanken allein. Das dauert eine Stunde und die andere, dann rücken wir zusammen. Wir sind zwölf Soldaten eines Infanteriebataillons. Einer gehört zum anderen, wir treiben alle zusammen wie ein Schiff auf feindlichem Meer. Wir marschieren wie achthundert Kameraden vor und hinter uns, wie hunderttausend mit uns.

In einem Dorf wehen deutsche Fahnen. Bauern, Frauen und Kinder stehen am Wege und werfen Blumen. Das Dorf ist sauber, aus den Gärten quellen in roten, weißen, gelben Farben spätsommerliche Asters, Rosen, Dahlien. Die Gärten sind leuchtende Grüns, die Blumen wehen in die Kolonnen hinein, den Pferden an das Lederzeug, den Soldaten an die stählernen Helme. Eine Frau mit runzelig gütigem Gesicht reicht mir Blumen. Ich gebe sie an die Kameraden auf den Fahrzeugen weiter. Eine fremde Scheu hindert mich daran, Blumen zu tragen: „Noch nicht, jetzt noch nicht. Der Krieg beginnt erst!“

Aber da steht ein Mädchen im roten Nieder und lächelt mit braunem, schmalem Gesicht und jungen, heißen Augen. Sie lächelt so froh und ungestüm, daß ich die Blumen aus ihrer Hand nehme. Es duftet nach Rosen, wahrhaftig, es sind drei rote Rosen, ich winke mit den Blumen und marschiere an dem Mädchen mit dem roten Nieder vorbei. Das ist wie Abschied von Freude und von Schönheit.

Marschieren, marschieren und nicht mehr denken. Die Rosen hängen im Koppel, leuchtendrot, dann blättern sie langsam ab. Der Gewehrkolben stößt dagegen. Staub wirbelt über die abgeernteten Felder. Die Sonne sinkt zögernd über den Wald und in ein Tal hinein. Dann kommt die Dämmerung und die Nacht. Die erste Nacht im feindlichen Land. Über dem Staub glitzern die Sterne. Der Himmel spannt einen weiten barmherzigen Mantel über das Leid, das ein großes Volk ertragen mußte.

Die nächsten Dörfer sind verlassen. Hunde bellen sich heiser, das Vieh brüllt fliegend in den Ställen. Die Menschen sind verschleppt oder geflohen, gequält oder vielleicht tot. Heiser und rauh sprechen die Soldaten davon, in unseren Augen glimmt der Zorn. Spät in der Nacht wird der Gutshof besetzt. Die Wachen gehen mit schußbereiten Gewehren um die Häuser. Die Pferde

und werden gefüttert und getränkt. Wir lassen uns müde gen, ins Stroh fallen. Otto, unser guter Kamerad, kann daß noch nicht schlafen. Er klopft seine Mundharmonika nach auf dem Knie aus, und dann spielt er ein kleines, fröhliches Lied. Dabei kann er gar nicht fröhlich sein, niemand denke jetzt zu Hause an ihn, er hat graues Haar mit und ist doch ganz allein. Aber das kleine Lied spielt er von für die schlafenden Kameraden, für uns alle.

Die Wache stapft um die Scheune. Otto spielt noch ttern leiser: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein taub Wiederseh'n . . .“ Das soll ein Trost sein. Vielleicht sinkt es in dieser Welt wirklich noch einmal ein Wiederseh'n Dann mit allen unseren Lieben in der Heimat. Stroh knistert. Tacht Der Atem der Schläfer wird ruhiger. Ein Hund bellt die in der Ferne, und da mischt sich ein wummernder Ton zigen dazwischen. Artilleriefener, denke ich, und Otto spielt ragen leise verfliegend: „. . . da gibt's ein Wiederseh'n!“

Ein kurzer, traumlos tiefer Schlaf wird zerrissen von dem Ruf:

„Aufstehn! Fertigmachen!“

Wir taumeln hoch. Keiner kann sich an den ver- oder gangenen Tag erinnern: „Wo sind wir denn?“ So daten tasten wir uns ins Freie. Die Pferde schnauben uns in gegen. Ein Gewirr von Menschen, Fahrzeugen, fremden Mauerndringt auf uns ein. Schwarz und ver-

schlossen bleibt die Nacht. Die Befehle glätten die Verwirrung, in Minuten ordnen sich die Kompanien, und schon rasseln die ersten Fahrzeuge aus dem Hof auf die Straße. Das Bataillon marschirt, mit steifen Gliedern zuerst, dann bewegen sich die Beine. Noch schneller marschieren, wir alle sind nur ein Teil in dem gewaltigen Plan, der hier verwirklicht werden muß. Selbst in der Verwirrung dieses Morgens fühlen wir das. Links, rechts, immer geradeaus. Der Morgen kommt endlich grau und diesig, wie zögernd. Dann ist plötzlich die Sonne da, und von der Straße wirbelt der Staub auf. Von Osten und Westen, Süden, Norden kommt Staub. Überall erheben sich dichte Wolken. Auf allen Straßen rücken Kolonnen vor. Da drüben fährt Artillerie nach vorn. Die Erde zittert unter dem stoßenden, frachenden Anprall. Die Geschütze tauchen in Staubwolken unter. Das ganze Land ertrinkt in diesen flatternden, ziehenden Staubfahnen.

Bauernhöfe, Dörfer liegen neben der Straße. Unter dem Staub leuchten triumphierend die spätsommerlichen Farben der Astern und Dahlien, gelb und schwarz glühen Sonnenblumen über Zäunen und Mauern, aber die Fenster bleiben leer. Nirgends ein menschliches Gesicht, kein Blick. Männer, Frauen, Kinder geflohen oder verschleppt. Unheimlich diese vielen leeren Höfe, in denen

er-  
nd  
die  
ern  
ler  
gen  
der  
fs,  
lich  
die  
uf.  
ub.  
ßen  
nach  
den  
ter.  
den  
nter  
chen  
ihen  
die  
licht,  
ver-  
enen

das Vieh brüllt und die Hunde flüchtig bellen. Wir stoßen die Türen mit Säusten und Kolben auf. Leere, Verlassenheit, Elend und Armut oder die Zeichen überstürzter Flucht starren uns entgegen. In einer armseligen Kiste sind die beiden Ziegen, angebunden an den Bettpfosten, halb verhungert und verdurstet in die Knie gesunken. In den angstvoll weiten Augen liegt der Jammer der hilflosen Kreatur. Das Messer zerlegt den Strick. Befreit taumeln die Ziegen durch die windschiefe Tür. Schweine grunzen über die Höfe. Kühe jagen aufgeschreckt hin und her. Sühner flattern. Auf der Fensterbank sitzt eine Puppe, eingeknickt, traurig anzusehen in ihrer Verlassenheit. Unser Jüngster nimmt sie mit einem scheuen Seitenblick in die Hand und setzt sie aufrecht hin, nun kann sie wenigstens mit ihren schwarzen Knopfaugen die Straßen entlangsehen, ob das Kind wiederkommt, das zu ihr gehörte. Die Dörfer bleiben leer. Dann rückt eine Stadt heran. Aus der Ferne kommt stärker das Wummern der Artillerie. Dazwischen Gewehrfeuer, manchmal kurze, heftige Feuerstöße von Maschinengewehren. Träge und schwer zieht eine schwarze Rauchwolke über die Ebene. In Staub und Rauch, in glühender Sonne und in Feuer versinkt allmählich der Tag.

Die Stadt brennt seit Stunden, viele Häuser sind nur noch ein rauchender Schutthaufen. Telefondrähte liegen

zerschossen quer über der Straße. Häuserwände sind geborsten. Dann kommt eine Barrikade aus Wagen und Stämmen. Wir räumen das Hindernis zur Seite. Hohl und rasselnd bricht sich der Marschtritt zwischen den Mauern. Die Pferde riechen den Brand und schnauben aufgeregt. Nirgends ein Mensch. Am Marktplatz hält ein Spähwagen, ein Verwundeter wird eben von einem Kameraden verbunden, und da erfahren wir, daß verhezte Zivilisten auf die marschierende Truppe geschossen haben. Kameraden sind von tückischen und feigen Meuchelmördern erschossen worden. Der abziehende Feind hat die Brücke am Fluß gesprengt, der Marsch kommt ins Stocken.

Pioniere sind schon an der Arbeit, aber es können noch Stunden vergehen, ehe das Bataillon weiterrückt. Es gibt endlich warme Verpflegung. Kauend und schlürfend liegen wir in einem Garten dicht am Fluß. Drüben auf der Höhe rücken die letzten gegnerischen Truppen ab, ein Spähtrupp wird im Schlauchboot übergesetzt und verschwindet rasch zwischen den Uferweiden. Dicht an der Brücke hat sich ein kurzer, heftiger Kampf abgespielt. Sinter Sandsäcken stand das Maschinengewehr in schwerem Feuer. Die Wand ist übersät mit Einschlägen. Zwanzig Schritt entfernt liegen die eisernen Träger der Brücke tief im Wasser. Die Sockel sind gesprengt, geborsten und zerrissen, ein Bild der Vernichtung.



D  
blau  
Sim  
nicht  
sprig  
wir  
Krie  
geht  
J  
und  
und  
Sun  
der



Der Horizont färbt sich glühendrot, im grünen und blauen Wasser des Flusses spiegeln sich Brücke und Himmel, Leben und Vernichtung. Ich kann der Lockung nicht widerstehen, einer folgt dem anderen! Hochauf spritzen die Wellen. In kräftigen Stößen schwimmen wir nebeneinander den Fluß hinauf und hinab. Der Krieg versinkt hinter uns. In leuchtender Schönheit geht ein sommerlich heißer Tag zu Ende. —

In der Nacht knattern Motorräder. Melder kommen und fahren davon. Die Masse dringt durch die Mäntel und Zeltbahnen. Jedes Geräusch vervielfältigt sich: Sundebelln, Schnauben der Pferde, ein Ruf, Befehle, der Schritt der Wache, Wagenrasseln, ferne dumpfe

Schüsse. Vielleicht wird morgen ein schwerer Tag! Langsam löst sich die Erregung, der Schlaf löscht das Bewußtsein. Wir liegen in einem zerstampften Kartoffelacker, zwischen Büschen, neben den Fahrzeugen.

Um Mitternacht schrecke ich hoch, ich höre plötzlich meinen Namen. Feldwebel Müller stößt mir einen Zettel in die Hand:

„Meldung, sofort zum Regiment. So schnell, wie du kannst!“

Ich springe hoch, der Schein der Taschenlampe blitzt auf: „Feindliche Panzer vor uns, erbitten sofort Verstärkung!“ Ein rascher Griff zum Gewehrriemen, zur Gasmaske, dann jage ich um das Haus herum über die Straße, an der Barrikade vorbei und in die Stadt zurück. Knallend hämmern meine Stiefel gegen das Pflaster, hallend gibt die Straße das Echo zurück. Glas klirrt und knirscht unter meinen Sohlen, stolpernd falle ich über Telefondrähte nach vorn, fange mich auf, rase weiter. Wie toll hämmert das Herz. Unheimlich schwarz und feindselig reißen die totenstillen Straßen ihre Mäuler auf. Qualmiger Brandgeruch beißt in die Lungen.

Wo liegt der Regimentsstab? Die fahlen und zerstossenen Häuserfronten geben keine Antwort. Wo ist der Marktplatz? Abweisend starren mich die blinden Fensterscheiben, die Haustüren, Einfahrten und Keller-

löcher an. Weiter, weiter, zur nächsten Straßenecke. Der Stahlhelm rutscht zur Seite, hart schlägt das Gewehr gegen die Hüfte, die Gasmaske flappert höhnisch. Atemlos taste ich um die Ecke über einen Berg von Schutt und verkohlten Balken. Die Meldung! Krach, Krach, weitergerannt. Das Herz schlägt einen tollen Wirbel, pfeifend geht der Atem. Stehenbleiben, horchen. Ganz nahe flüstern irgendwo Stimmen. Zögernde, schleichende Schritte. Das Gewehr von der Schulter, den Sicherungsflügel herum: „Salt, wer da?“

Knatternd biegt in diesem Augenblick ein Motorrad aus der Seitenstraße. „Wo liegt der Regimentsstab?“ — „Los, komm!“ Im raschen Anfahren flettere ich in den Beiwagen, fliege in die Höhe, werde schmerzhaft zurückgeworfen, in wilder Fahrt springt das Motorrad über die Trümmer, jagt summend und knatternd durch die tote Stadt. Ein großer Platz breitet sich aus mit dunkel wartenden Wagen. Abgeblendete Lichter, Motorenlärm, eine Gruppe Offiziere vor einem Haus. Ich falle aus dem Wagen, schlage die Säcken zusammen: „Meldung vom zweiten Bataillon!“

Im weißen, schmalen Strahl einer Taschenlampe liest der Offizier die Meldung, winkt mit der Hand und gibt nach rückwärts einen Befehl. Ich bin entlassen, mein Befehl ist ausgeführt. Immer noch ohne Atem

und nach dem erregenden Lauf jetzt sah abgespannt, tappe ich über den Platz zurück.

„Feindliche Panzer vor uns. Erbitten dringend Verstärkung!“

Jetzt kommt Verstärkung, und ich muß daran denken, wie in diesem Kriege eins ins andere greift: der Marsch, die Beobachtung, die Meldung, die Hilfe, das Gefecht und ganz in der Ferne der Sieg. Jeder Soldat hat seine Aufgabe, und deshalb muß jeder an seinem Platz seine Pflicht tun.

Über den Häusern der geräumten Stadt hängt der Sternenhimmel, aber die Nacht bleibt dunkel und verschlossen. Stolpernd und taumelnd vor Müdigkeit, mit brennenden Augen, komme ich zurück. Da liegen die Kameraden, regungslos atmend, eng aneinandergerückt zwischen den Sträuchern.

Ich lasse mich fallen, ziehe den Zipfel der Zeltbahn hoch.

### Der General

Zum erstenmal sahen wir unseren General, als wir von der großen Straße einschwenkten. In glühender Hitze, wirbelnden Staubwolken, unter dem Rasseln unzähliger Fahrzeuge bogen wir ein. Ein Feldweg, wie

er daheim zwischen den Äckern entlangführt, mit ausgefahrenen Radspuren, mit körnig rieselndem Sand, mit Löchern und Hügel, Bergen und Tälern nahm uns auf. Tief wühlten sich die Räder ein. Den Pferden rann der Schweiß in Bächen über die zuckenden und bebenden Flanken.

Wir marschierten in auseinandergezogenen Reihen, wir marschierten nicht: wir setzten müde und durstend, hungrig und mit brennenden, schmerzenden Augen vor uns hinstarrend, einen Fuß vor den anderen. Ein kurzer Ruf, ein Aufstöhnen, ein Fluch, Pferdeschnauben, das Knarren des Geschirrs, wir tappten geradeaus. An verlassenem Bauernhöfen vorbei, durch Felder, Wälder und an Wiesen vorüber. In der Ferne wummerte die Artillerie, manchmal drang ein heller, peitschender Knall aus der gleißenden Sonnenhelle. Der Staub drang ins Gehör, in die Augen, verstopfte die Poren und lähmte zuletzt auch das Denken.

„Links hinter dem Gehöft steht unser General!“

Die Meldung kam von vorn, lief die Reihen entlang. Was war uns schon ein General in diesen Tagen, in denen um das Schicksal ganzer Völker gerungen wurde! Aber unversehens formierten wir uns zur Ordnung, rückten Koppel, Patronentaschen und Gewehr zurecht und zerrten die Gasmaske in die richtige Lage. Saß

die Mütze auch vorschriftsmäßig über dem sonnverbrannten Gesicht? Unser Schritt wurde straffer, die Füße schmerzten nicht mehr, und die Knie bogen sich williger. Den Gewehrriemen fester gefaßt, dem Kopf eine scharfe Wendung nach links, marschierte ich an ihm vorbei. Vielleicht sah er uns nicht einmal. Einer von vielen tausend ging ich an ihm vorbei, er sah mich in Hitze und Staub nicht, er sah uns alle! Eine Welle von Kraft, von überlegener Ruhe und Bedachtheit strömte von ihm aus. Das war alles nur Einbildung von mir, aber ich spürte: der General hat ein gutes, soldatisches Gesicht. Es ist gut für den Soldaten, einmal vom Gefühl des persönlichen Vertrauens zu seinem Führer angerührt worden zu sein. Der Weg schien mir plötzlich nicht mehr ganz so endlos, die Hitze und der Durst nicht mehr so unerträglich zu sein. Über dem Hang hinter den Wiesen ließ sich die Sonne jetzt in die abendliche Tiefe fallen. Ganz unversehens war der Tag zu Ende. Maisfelder mit grünen, raschelnden Stauden reichten bis an den Weg heran. Immer noch peitschten vereinzelte Schüsse in den Staubwolken. Niemand horchte ihnen nach. Bis unser Melder auf knatterndem Motorrad neben uns hielt:

„Da hinten, ganz in der Nähe vom General, ist eben unser Regimentskommandeur mitten auf der Straße erschossen worden. Heckenstutzen!“

Die Nachricht schlug wie eine Faust nach uns. Aber sonderbar, mein Gedanke war sofort: Unser General! Ebenso hätte die tödliche Kugel ja auch ihn erreichen können!

Der Krieg war noch nicht zu Ende. Die Entscheidung lag noch vor uns. Ich sah das Gesicht des Generals, fühlte die überlegene Kraft, die von ihm ausging, und atmete erleichtert auf.

Weiter, immer weiter marschieren. Der Himmel glühte, die Staubwolken woben einen quirlenden Vorhang vor den Tag. Die Dämmerung kroch aus dem Wald und aus den Feldern. Dann kam rasch die Nacht. Der Regimentskommandeur war gefallen. Der General hob die Hand, um den Männern der in Stellung gehenden Panzerabwehr-Kanone einen übersichtlichen Platz anzuweisen. Ihm entgingen die kleinen Dinge nicht, er würde auch die großen Geschehen zu ordnen wissen. Der Gedanke ließ mich lange nicht los.

Wir sahen ihn während des Vormarsches noch oft. Ein kleiner, grauer Wagen sprang von irgendwoher quer über die Felder, oder er jagte zwischen den Kolonnen hindurch wie ein schneller Schatten. Manchmal hielt der Wagen. Der General winkte einem Mann oder einem Offizier, er gab einen Befehl, zeigte mit der Hand irgend-

ein Ziel. Der Offizier neben ihm deutete auf eine Karte, dann war der Wagen schon wieder in einer Staubwolke verschwunden.

Schwere Tage kommen, mit Gefechten und Hingebauertsein, mit quälendem Warten und dann wieder mit hastigem Losbrechen und Marschieren. Der Feind darf sich nicht festsetzen. Die Front muß in Bewegung bleiben. Eine einfache strategische Überlegung, aber vom letzten Mann in diesem Vormarsch begriffen. Vom General bis zum Pferdepfleger spannt sich die stählerne Brücke unseres gemeinsamen Wollens, über die das Kriegsgeschick rollt.

Die Front ist in Bewegung. Wie eine Flut von Stahl und Eisen, von soldatischer Kraft und männlicher Hingabe quillt das Heer dem Gegner nach und zielt an seiner Schlagader, dem Weichselstrom, entlang direkt auf das Herz zu. Bergauf und bergab, Tag und Nacht marschieren wir. Unser Kopf lehnt sich an den staubbedeckten Hang im Straßengraben auf eine Handvoll Stroh, gegen ein Wagenrad, eine geborstene Hauswand. Dann reißt uns der Befehl wieder hoch: „Fertigmachen!“ Und dann: „Weiter!“

Wir überfluten die Straßen, Wege und Felder, unaufhaltsam, unerbittlich und entschlossen. Es darf kein Halten mehr geben.

Wir flettern auf einen Gefechtswagen, ruhen uns aus und halten verdrossen und doch gespannt Ausschau. Verlieren wir den Anschluß an unser Bataillon, sind wir wie eine Nadel, die man ins Meer geworfen hat. Wir fluchen mit heiseren Kehlen. Ein Wagen fährt neben uns mit knatterndem Motor an, krachend und splitternd stürzt der Zaun um. Aber der Wagen kommt doch nicht weiter. Vorn gibt es kein Durchkommen mehr. Die Brücke ist gesprengt. Pioniere sind bei der Arbeit. Infanterieabteilungen marschieren auf dem jenseitigen Ufer hinter dem Feind her. Eine Stunde nach der anderen versickert im rötlichen Nebel. Drüben auf den Hängen steigen schwarze Qualmwolken auf, da verbrennen sie auf der Flucht Bauernhöfe oder Dörfer. Schwer und breit wälzen sich die Rauchfahnen über das Land. Und wir müssen hier untätig warten und stillhalten.

Drüben auf der Straße gibt es manchmal einen Ruck, dann rollen die Fahrzeuge an. Staub wirbelt auf. Peitschenknallen, Motorgeknatter und das Wiehern der Pferde erfüllt die Luft. Die Dämmerung beginnt vom Flußtal heraufzusteigen, in ohnmächtigem Zorn müssen wir sehen, wie der Rauch auf den Hängen drüben dicker wird, er bläht sich über zerstörtem Arbeitsfleiß, über Vernichtung und Tod. Wir rühren uns nicht von der

Stelle. Unabsehbar weit über die Ebene und in den Wald hinein reichen die Kolonnen hinter uns.

Eine Supe schreit irgendwo hilflos auf, nein, nicht hilflos wie die anderen, sie wird heller und befehlender. Sie kommt wahrhaftig näher, sie windet sich an den Kolonnen entlang. Wir heben die Köpfe und spähen. Ein kleiner, grauer Wagen fährt durch den Kartoffelacker direkt auf uns zu. Gerade jetzt bricht ein Streit aus über das Recht des Vorfahrens, ein müßiger Streit, wenn keiner fahren kann.

Die Dämmerung wächst, schon glühen Flämmchen auf zwischen den Rauchfahnen, da ist der kleine, graue Wagen heran. Ein Offizier steigt aus, ein zweiter folgt rasch, mein Herz geht ein paar Takte schneller: der General!

Der Streit flackert noch einen Augenblick weiter. Der General hört die Worte, er steht jetzt dicht neben dem Feldgendarmen. Plötzlich erkennt er ihn. Mit einem Ruck reißt er sich herum und erstattet Meldung. Das goldene Eichenlaub und die roten Aufschläge leuchten in der Verwirrung wie ein tröstendes Signal. Da sehen auch die Offiziere die roten Aufschläge. Säcken schlagen zusammen. Der General dankt mit einer Handbewegung für die Meldung, er grüßt, aber sein Blick sieht nicht den einzelnen, er sieht das Ganze. Der Abend verschluckt schon die Ferne und rückt immer näher heran.



Der General geht an den Kolonnen vorbei, zwischen den Abteilungen hindurch, es ist ganz still geworden um uns her. Wir sehen uns fragend an: Wird er es schaffen? Eine Viertelstunde verstreicht, noch eine.

In diesem Augenblick gibt es drüben auf der Straße Bewegung: ruckartig und immer noch einmal stockend,

dann allmählich gleichmäßig und ruhig, Fahrzeug hinter Fahrzeug, Geschütze, Munitionskolonnen, Bagagewagen. Die Straße wird frei. Da kommt der General zurück, eine schroffe Bewegung unterstreicht einen kurzen, klaren Befehl:

„Alle Fahrzeuge von der Straße herunter, die Artillerie fährt zuerst, sie geht sofort in Stellung!“

Sein Blick geht zwischen den Bäumen und über die Fahrzeuge hinweg. Jetzt sehen auf einmal alle die schwarzen Rauchfahnen, die glimmenden Feuer.

Befehle, hart und heiser. Krachend bricht der Rest des Gartenzaunes zusammen. Ein paar Bäume stürzen um. Die Fahrzeuge vor uns rücken von der Straße herunter, irgendwohin in die Gärten rechts an der Straße. Zentimeter um Zentimeter, es wird geschafft. Im gleichen Augenblick fährt die Artillerie an. Peitschen flatschen, dumpf poltern Hufschlag und Wagengeroll. Funken stieben auf. Die langen Rohre der Haubitzen schieben sich aus der Dämmerung heraus wie Urwaldriesen. Grau und stählern wuchten die Geschütze vom Feld heraus auf die feste Straße. Die Fahrer feuern die Pferde mit Zuruf und Peitschenknallen an. Stampfend und ächzend rollt die Symphonie der Kraft an uns vorüber, dem Feinde nach, dem Feind entgegen. Die Pferde zerrn mit angespannter Kraft an den Geschützen und Wagen. Straff

und fest sitzen die Männer auf Geschützen, Pferden und Fahrzeugen. Unversehens ist die Dunkelheit über uns alle hergefallen, und immer noch rollt das Regiment vorbei. Der wuchtige Rhythmus des Vormarsches hat uns längst wieder erfaßt. Die Müdigkeit ist verschwunden, der General nicht mehr zu sehen.

Plötzlich rückt unser Wagen an, wir sind im Strudel des Vormarsches. Vorwärts, weiter! Klirrend und stampfend rücken wir in eine tote Stadt ein. Schatten wandern zwischen den Häusern entlang. Taschenlampen blitzen auf und verlöschen wieder. Gespenstig glozen die Fenster der verlassenen Häuser auf uns herab. Dann sind wir an der Brücke. Gurgelnd rauscht das Wasser über die gesprengten Pfeiler und Mauertrümmer. Dampf dröhnt die Notbrücke unter Wagenrollen und dem Schritt der Infanterie. Ein furchtbares Werk der Vernichtung starrt uns die Sprengwirkung entgegen. Die Häuser vor und hinter der Brücke sind zur Hälfte mit eingestürzt. Aber unsere Pioniere haben die Straße frei gemacht und die Pontonbrücke geschlagen, der General hat die Verwirrung geglättet. Der Vormarsch kam ins Stocken, er ist aber nicht zum Stillstand gekommen.

Links und rechts an der Straße gehen jetzt gerade unsere Batterien in Stellung. Wir hören aus der Finsternis heraus das Schnauben und Prusten der Pferde und

das dumpfe, schütternde Rollen und Stoßen der die Hänge hinauffahrenden Geschütze. Vor uns über dem Hang glühen die Brände, fünf, sieben, zehn Einzelfeuer, und an drei Stellen brennen ganze Dörfer. Wir kennen den runden roten Brand der Strohmieten, das flackernde, zuckende Glühen der Bauernhöfe und das breit lagernde, wabernde, zum Himmel steigende, anflagende Brennen der Dörfer.

Wir marschieren in die undurchdringliche Finsternis hinein. Verbissen, zäh und voll Grimm tappt einer neben und hinter dem anderen. Wir taumeln in Schlaglöcher, brechen manchmal in die Knie. Weiter, nur weiter. Vor uns ist nichts als Finsternis und das Unbekannte. Der Himmel hängt über uns, schwarz und voll leuchtender, funkelnder Sterne, wie damals im Frieden . . .

### Schüsse in der Nacht

Die Nächte sind mit hineingerissen in den Strudel, in dem sich unser Leben vollzieht. Die weiche abendliche Dämmerung dieses schönen, späten Sommers wird selten von uns gespürt; erst wenn die dunklen Schatten der Nacht breit werden, wenn schon der Busch nahe unserem Weg zum drohend kauernden Klotz wird und das Haus, einen Steinwurf entfernt, unbemerkt bleibt,

dann werden wir unruhig. Links und rechts in den Feldern fauert jetzt vielleicht der Feind, ein einziges Maschinengewehr könnte dem lang dahinziehenden, deckungslosen Bataillon Tod und Verderben bringen. Manchmal tacken warnende Feuerstöße und verstummen rasch, ein einzelner Schuß ganz in der Nähe verjagt einen polnischen Späher. Alle unsere Sinne sind wach, wir horchen und tasten mit jedem Gedanken vor uns her, links und rechts.

Ein winziger Lichtschein blinkt vor uns, züngelt und glüht seltsam, er wächst, und dann springt neben ihm noch ein Funken auf, mehr, immer mehr, zuletzt glühen überall am Horizont die Flammen, schwelende Brände von den Strohmieten zeigen den Rückzug des Feindes. Nicht nur den Weg des Rückzugs, plötzlich blinken hinter uns auch Lichter, und dann sind wir rings umgeben von Bränden. Die Flammen lodern steil und ruhig gegen den Himmel, weiß und gelb und rot leuchtet die Glut. Wir marschieren mitten in die Vernichtung hinein. Wie gebannt starren wir in die gleißenden Augen der Zerstörung und können doch nichts tun als marschieren. Noch schneller marschieren, ehe alles in Feuer und Asche zerfliebt. Das Feuer spiegelt sich in den Augen, brennt in unsere Herzen hinein. Eine heisere Stimme stößt eine Verwünschung aus.

Rechts am Wege züngeln die Flammen aus einem kleinen Bauernhaus. Es knackt und knistert, das Feuer schmatzt und schlingt, die Wände, die Möbel, das Dach, die Bilder, alles, was Bauernfleiß und Mühe schuf und durch Generationen festhielt, in einer Stunde liegt nichts mehr als ein Haufen Asche über geborstenen Mauern. Viele Häuser brennen in diesen Nächten, Gutshöfe mit riesigen und gefüllten Scheuern, ganze Dörfer glühen den erbarmungslosen Himmel an. Die rote Glut strahlt über die Blumen in den kleinen Vorgärten, über weiße, rote, gelbe Dahlien, Georginen, herbstliche Asters. Sie frisst die alten Linden vor dem Haus, die Birnbäume im Garten, sie brät die Äpfel an den Zweigen und das Vieh in den Ställen. Hunde heulen klein und verloren das Feuer an, und dann unsere ziehenden Kolonnen. Die Menschen sind fort; geflohen, verschleppt, ermordet?

Wir sind dem Feind immer dicht auf den Fersen. Links und rechts steigen die weißen Leuchtkugeln unserer Späher auf: „Hier sind wir!“

Unaufhaltsam schiebt sich unser Strom nach vorn. Artillerie überholt uns mit krachenden und stampfenden Rädern. Die Pferde sind abgehegt. Wir müssen halten. Die Geschütze gehen in der Dunkelheit auf freiem Feld in Stellung. Wir lassen uns zwischen das Kartoffelkraut fallen. Die Mütze über das Ohr gezogen, die Beine eng

an den Leib, liegen wir einer neben dem anderen.  
Schlafen, nichts als schlafen.

Über uns wölbt sich groß in seinem feierlichen Schweigen der Himmel. Millionen Sterne leuchten und funkeln, wie gestern, wie vor tausend Jahren. Man will nachdenken, da löscht das gepeinigste Bewußtsein aus. Bis uns ein hallender Schlag von der Erde losreißt. Es ist gewiß, wir sollen nicht zur Ruhe kommen, für uns ist kein Schlaf bestimmt. Mit einem Ächzen greifen wir zum Gewehr, es liegt, wie immer, zwischen unseren Beinen und auf dem Arm. Halb aufgerichtet sitzen wir und horchen. Ein Feuerschein, und dann Fracht ganz nahe der zweite Schuß, der dritte. Unsere Artillerie feuert, die Feldgeschütze bellen, und dazwischen Frachen die Haubizen, pausenlos Schuß auf Schuß. Wir starren in die Nacht, immer noch leuchten und funkeln die Sterne. Sauchend und heulend ziehen unter ihnen die Geschosse ihre Bahn. Aus der Ferne antworten die Aufschläge. Drüben neben dem Gutshof stehen die Geschütze aufgebaut.

Feuer! Feuer! Feuer!

Aber die Augen fallen uns von selber zu, bleischwer sinkt der Kopf zur Seite. Der Schlaf läßt uns nicht los. Das Köcheln und Atmen der Kameraden verstummt keinen Augenblick. In langen Reihen halten die Fahr-

zeuge. Die Pferde lassen die Köpfe tief nach unten hängen. Die Fahrer auf den Böcken hängen vornüber, zur Seite oder über den Wagenplanen. Neben den Rädern liegen Kameraden, in der Hand noch das Brot. Die Müdigkeit war stärker noch als der Hunger. Manchmal kommt ein halblaut gesprochenes Wort aus der Finsternis, jemand stammelt einen Namen, einen Ruf. Schlafen, schlafen, nichts als schlafen!

Jemand rüttelt mich am Arm. Ich fahre jäh hoch. Das Gewehr ist noch da. Die Geschütze sind verstummt.

„Fertigmachen!“

Der Schein einer Taschenlampe blitzt auf. Namen werden aufgerufen. „Es geht gleich weiter!“ Im Kartoffelkraut, in Erdlöchern, auf einer Sandvoll Stroh, überall liegen sie verstreut. Die Pflicht ruft sie zusammen.

„Weiter!“

Wir taumeln zwischen die Fahrzeuge. Da vorn rollen sie schon an. Aus unseren Uniformen und von den Waffen tropft Nässe von Regen und Tau. Die Füße brennen, und der Kopf dröhnt.

„Kadfahrer nach vorn!“ Der Befehl wandert die Reihen entlang. An der Seite steigen zwei weiße Leuchtfugeln auf, unsere Späher schieben sich weiter nach vorn. Wir müssen wachsam sein. Wir folgen. Mit jedem Schritt kehrt uns die Überlegung zurück. Wach sein und

marshieren! Wir überholen Panzerabwehrkanonen. Auf Bündeln Stroh schlafen die Kameraden neben den Geschützen, die feuerbereit unsere drei Stunden Schlaf bewacht haben. Immer, wenn wir uns ein paar Stunden zu schwerem Schlaf fallen lassen, schieben sich die kleinen, flinken Kanonen nach vorn und wachen über unsere Ruhe.

Wir marschieren wieder Stunde um Stunde. Die Sonne steigt herauf. Der Staub wirbelt hoch, legt sich auf unsere Gesichter, auf Uniformen, Waffen und Gerät. Müde schurren die Füße links und rechts am Wege. Es rasselt und knattert um uns her; aber der Feind weicht überall. Von rechts her kommt wieder das Grollen der Artillerie. Unsere Geschütze beißen sich dort mit den feindlichen herum. In der Mittagssonne liegen wir in den Feldern. Die Feldküche fährt vor. Das Essen glüht, der Himmel glüht, der Boden unter uns brennt im Sonnenfeuer. Einmal sich richtig waschen können, wieder einmal einen Fluß oder einen klaren See finden und darin baden können wie neben der gesprengten Brücke von Nakel! Der Traum gaukelt uns klare, blaue und grüne kalte Wellen vor, das Kochgeschirr entgleitet unserer Hand, da reißt uns der Ruf schon hoch: „Sertigmachen!“ Rasch die Essenreste weggeschüttet, angetreten, weitermarschiert.

Blassblau und ohne Gnade sieht der Himmel auf uns herab. Wieder marschieren wir bis tief in die Nacht hinein. Ein kühlerer Lufthauch weht uns jetzt an, aber wir können nicht mehr denken. Wir sind noch nicht einmal richtig wach, als das Bataillon in einen großen Gutshof einbiegt. Die Fahrzeuge rasseln über das Pflaster und fahren nebeneinander auf. Die Pferde bleiben im Geschirr, abfahrtbereit, falls gleich wieder Alarm kommt. Sie werden getränkt, wir dürfen uns kein Wasser holen. Immer heißt es: „Zuerst die Pferde!“

In langer Reihe stehen vor uns die übermüdeten Fahrer am Ziehbrunnen. Wachen stampfen über den Hof und dann um das Gut herum. Wir hören das Wasser am Brunnen plätschern, wir hören die Pferde schnaufend schlucken. Für uns ist kein Wasser da. Für uns ist auch kein Platz mehr da. Die Scheunen und Ställe sind überfüllt. Die Kompanien liegen, ein Gewirr von Leibern, bis auf den Hof. Köcheln und Schnauben kommt uns überall entgegen. Mitten im Hof türmt sich ein Strohhaufen, anderthalb Stockwerk hoch. Wir klettern in die Höhe, legen uns mit letzter Kraft die Bündel zurecht, pressen das Gewehr fest zwischen die Beine. Es bleibt geladen und gesichert, weit aus strecken wir die verkrampften Glieder und ziehen den Mantel über das Gesicht. Unter uns bewegen sich schattenhafte

Gestalten. Stimmen wandern vorbei. Ein Pferd wiehert, dann erlischt das Bewußtsein. Der Schlaf befreit uns von allem.

Plötzlich schrecken wir auf. Ein Schuß kracht direkt vor uns zwischen den beiden Gebäuden, noch einer, viele Schüsse. Rufe gellen: „Am Brunnen — Überfall — Alarm!“

Da zwitschert es uns schon um die Ohren, es kracht und blitzt, und das Zwitschern kommt gerade auf uns zu. Blitzschnell lassen wir uns an der steilen Strohwand in die Tiefe gleiten, rennen ins Freie, sehen ein paar dunkle Gestalten über das Feld rennen, heben das Gewehr und feuern. Noch einmal und noch einmal. Dann wird es still. Wir taumeln zurück zum Stroh, lassen uns irgendwohin fallen und sind gleich wieder eingeschlafen. Tod und Schlaf sind verwandt, in diesen Nächten aber werden sie manchmal eins.

Wie viele Nächte liegen wir unter freiem Himmel, neben einer Strohmiete, im Straßengraben, auf einem Kartoffelfeld, in Scheunen, auf Heu oder Stroh. Sterne sehen auf uns herab, die Sterne der Heimat und der Fremde. Tau tropft auf uns, der Regen schlägt seinen nassen Wirbel, er dringt durch die Zeltbahn, durch die Uniform. Die Kälte kriecht aus der Erde, und ringsum brennen Strohmieten und Dörfer.

Die Erregung des Tages folgt uns in die wenigen Stunden des Schlafes. Das Atmen wird zum Stöhnen, zum hastigen Stammeln, Flüstern und Rufen.

### Feindliche Artillerie greift ein

Das Gesicht des Krieges wird von Tag zu Tag härter. Wir stoßen mit unserem Vormarsch wie mit einem Speer zu. Der Gegner fühlt die Wunde in seinem Körper, er rafft sich auf und schlägt zurück.

Seulend faucht es über uns hinweg und schlägt dicht neben der Straße ein. Eine Wolke von Staub wirbelt hoch. Sui . . . Mffsch . . . Frach, und noch einmal Frach, und immer noch einmal. Die Pferde scheuen und zerren an den Strängen. Krachend birst eine Granate direkt auf der Straße. Pferde brechen zusammen, jagen, von Todesangst gepackt, wieder hoch. Befehle prasseln die Straße entlang. Drüben auf der Anhöhe ist polnische Artillerie aufgefahren und nimmt uns nun unter wohlgezieltes Feuer.

Wehe, wenn jetzt die Führung versagt! Die Straße liegt hoch, und die Fahrzeuge schlagen um, wenn sie herunter wollen. Die Führung versagt keinen Augenblick. Vorn biegt ein Feldweg nach rechts ab, Befehle, Peitschenknallen, Rufe; die Fahrzeuge brechen in wilder

Jagd eines hinter dem anderen nach rechts ab auf das schützende Wäldchen zu. Wir gehen quer über den Acker, ohne Hast, es ist sinnlos, diesem jaulenden, dröhnenden, eisernen Tod entrinnen zu wollen. Erdfontänen wirbeln um uns her auf, zwischen unsere aufgelockerten Reihen. Der Himmel steht blau über uns und ist nicht erbarmungslos. Das Eisen hämmert und dröhnt, aber der Tod erreicht uns nicht. Wir bücken uns noch einmal ganz tief, hinter uns schlägt eine Granate direkt in die Strohmiete hinein. Schollen und Eisenfetzen wirbeln durch die Luft. Die Strohmiete qualmt, dann geht sie in Flammen auf. Wir erreichen das Wäldchen, lassen uns zwischen den Stämmen auf den Boden fallen, rappeln uns mühsam auf und taumeln weiter, noch tiefer in den Wald hinein.

Das Wäldchen ist wie eine Insel, von überall her kracht und knallt es. Und jetzt hämmert die polnische Artillerie auch noch in das Wäldchen hinein. Deckung, langsam vorfrischen und dann Feuer aus dem Waldrand: laden, zielen, abdrücken, tief Atem holen, nur Ruhe. Das Gewehrfeuer da drüben verstummt rasch wieder. Krach, Frach, Frach, gleich drei Einschläge hintereinander ganz in unserer Nähe. Wir ziehen den Kopf tief zwischen die Schultern und pressen uns fest an den Boden. Unsere Gesichter sind blaß und heiß unter Staub

und Schmutz. Irgendwo wiehert gellend ein Pferd. Schon wieder drei Einschläge mit ohrenbetäubendem, metallenen Gellen.

Werner liegt dicht neben mir. Manchmal sehen wir uns an. Wir klammern uns fest in die Walderde. Plötzlich muß ich daran denken, daß heute Sonntag ist, daß zu Hause die Sonne über einem friedlichen Garten scheint, und daß meine Kinder jetzt in dieser Stunde in der Laube sitzen und spielen. Zum Greifen deutlich ist das alles, ich beuge mich zur Seite und erzähle dem Kameraden, was ich eben erlebte. Sonderbar, auch er ist mit seinen Gedanken gerade zu Hause gewesen. Wir nicken uns noch einmal zu, und die Erinnerung wird zum Trost. Wir sind nicht mehr wehrlos dem Tode preisgegeben, eine Menschenstimme spricht von zu Hause und von einem Garten in der Sonne. Drei, vier Kameraden kriechen herzu, wir kauern uns in eine Mulde, kramen unsere letzte Zigarette heraus und lassen sie reihum gehen. Wir sprechen leise und gedämpft. Immer noch krachen in Abständen polnische Granaten um uns her. Manchmal zerfetzt eine Kiefer. Ein Geruch von Harz und Walderde, von Rauch und Schweiß treibt über uns hin. Aber jetzt duckt sich niemand mehr. Die Todesfurcht ist überwunden. Wir warten und warten. Wir sprechen gute Worte miteinander. Eine Stunde

geht hinter der anderen her. Ein Kamerad bringt Brot und eine Büchse Fleisch. Der Hunger meldet sich. Das Leben geht weiter.

Sieben Stunden haben wir hier gelegen, da brüllt noch einmal die Artillerie los. Aber jetzt sind es deutsche Geschütze, sie sind endlich herangekommen und hämmern auf die polnischen Stellungen los. Von dort kommt keine Antwort mehr. Eine halbe Stunde später ist der Befehl da: „Fertigmachen!“ Die Fahrzeuge müssen aus dem Wald heraus, sie fahren auf der Straße, wir marschieren im Graben, stolpern über Drähte und leere Munitionskästen. Pferde liegen mit ausgestreckten Beinen und zerlegt auf der Straße. Rechts wird eben ein Grab ausgehoben. Unter der Zeltbahn liegt ein toter Kamerad. Langsam dämmert der Abend herauf. Wieder glüht der Himmel in brennenden Farben. Vier Straßen laufen hier zusammen, und plötzlich quillt der Staub auf ihnen in die Höhe. Der unterbrochene Vormarsch geht weiter.

Infanterie marschiert. Artillerie trabt an, vier und sechs Pferde vor jedem Geschütz. Pferd, Mensch und Fahrzeug dick mit gelbgrauem Staub überzogen. Motorisierte Infanterie knattert vorüber, Lastkraftwagen mit Munition und Verpflegung schieben sich dazwischen. Und die Kradfahrer auf ihren verstaubten,

verbeulten Rädern, über Straßen durch die Gräben, über Löcher und Hügel. Meldereiter traben über die Felder und an den Kolonnen entlang. Ganz links überholen Lastkraftwagen, hinter denen die Panzerabwehrkanonen hängen. Über allem treiben die gelben, undurchsichtigen Staubwolken. Der Himmel färbt die Wolken blutrot. Die Artillerie schweigt jetzt auf beiden Seiten. Die Fronten sind in unaufhaltsame Bewegung geraten. Wie ein Strom, der sich vom Eis befreit, quillt das Meer nach vorn; starr, kalt und entschlossen.

Marchieren, marschieren. Es gibt keine Müdigkeit mehr, die Beine bewegen sich; links, rechts, links, rechts. Die Fußkranken halten sich an den Ketten der Fahrzeuge fest, zurückbleiben darf niemand; weiter, immer weiter. Die ganze Welt erstickt zuletzt unter Staubwolken, unter dem Marschtritt der Abteilungen, dem mahelnden Krachen der Räder und dem Knattern der Motoren. Es wird wenig gesprochen, manchmal läuft ein Befehl von der Spitze durch die Reihen: „Meldereiter nach vorn!“ Oder: „Kein Wasser aus den Brunnen nehmen, die Brunnen sind vergiftet!“ Verbissen und stumm marschieren wir, die Nacht schlägt über uns zusammen wie ein schwarzer See.

Dampf dröhnen in der Ferne schon wieder Aufschläge. Nebelwolken treiben aus den Wiesen heraus. Der Tau

liegt feucht und kalt auf dem Gras. Wir halten, wir hören kaum noch die Befehle, da sinken wir schon zwischen die Furchen, wir schlafen, tief und ohne Traum. —

„Weil sie Deutsche sind!“

Wie lange sind wir nun schon unterwegs? Niemand weiß es, niemand fragt danach. Das frühere Leben ist im Nebel, Staub, im Marschtritt der Kompanien, im Seulen und Krachen der Granaten und dem surrenden Ton der Infanteriegeschosse versunken. Neben der Straße liegen Tote. Ermordete Bauern, Männer, Frauen, erschlagen, erschossen, verstümmelt. Eine alte Frau liegt mit zerschmettertem Schädel im Rübenfeld.

Wir beißen die Zähne zusammen. Der Zorn brennt wie eine Flamme in uns. Wir können nichts sagen. Auch nicht, als drei Ermordete mit gebrochenen Augen in den erbarmungslosen Himmel starren, auch nicht, als immer mehr Ermordete verstümmelt, unkenntlich, zertreten in den Feldern gefunden werden. Von Zeit zu Zeit zeigt einer mit der Hand irgendwohin: „Da — und da schon wieder —“

An einem grauen Morgen marschieren wir in ein Dorf. Da erreicht das Entsetzen seinen Höhepunkt. Frauen stürzen auf uns zu, hängen sich an die Soldaten,

an die Fahrzeuge, in ihren Augen flackert das Entsetzen, der Wahnsinn:

„Vor einer Stunde, ach, warum seid ihr nicht eher gekommen. Meinen Mann haben sie ermordet, meinen Mann.“ Die junge Frau beißt sich auf die Knöchel der Hand und schreit, schreit, tränenlos, schrill, verzweifelt, ungläubig. Es kann doch nicht wahr sein. Die anderen wimmern dazwischen: „Mein Bruder — mein Mann — unser Vater. Umgebracht, alle tot — erschossen — mit Sandgranaten zerfetzt.“

Das ist das Grauen! Da drüben zwischen den Höfen liegen die Ermordeten. Die Frauen weinen und schreien:

„Tot — fortgeschleppt — ermordet. Warum?“

„Warum?“

Einer von uns fragt es mit erfrorener Stimme. Katlos sieht er von einem zum anderen. Wir können nicht einmal haltmachen, bis zum Dorfausgang muß marschiert werden. Ich ziehe den Atem durch die Nase, ganz leise gebe ich die Antwort, es soll niemand sehen, daß mir die Tränen in den Augen stehen, es sieht auch niemand herüber. Wem steht jetzt nicht das Wasser in den Augen?

„Weil sie Deutsche sind!“

Deshalb liegen sie tot und verstümmelt. Deshalb weinen hier ihre verlassenen Frauen. Und der Himmel rührt

sich nicht. Die frühe Bläue eines sonnigen Tages frohlockt über den Tod. Der Bataillonskommandeur beißt die Zähne zusammen, er sieht starr über das Feld. Die Offiziere fragen und antworten, sie versuchen zu trösten, aber ihre Stimmen beben.

„Stürmen“, sagt einer für alle anderen.

Der Befehl steht dagegen: „Wir müssen hier weiteren Befehl abwarten“, entscheidet der Kommandeur frostig und hart. Er weiß, gerade jetzt darf er nicht eigenmächtig handeln.

Ein Bauer taumelt über die Straße, graues, faltiges Gesicht, langer, harter Schädel, grobe, knochige Glieder:

„Meine Frau, sie haben sie da drüben erschossen — gleich neben der Straße“, stammelt er atemlos aus eisigem Erschrecken heraus und schreit plötzlich gellend los: „Das Kind hatte sie doch auf dem Arm. Unser Kind, zwei Jahre alt —. Es muß doch leben. Die Frau war tot — gleich tot — aber das Kind — Herr Hauptmann, helfen Sie mir doch. Lassen Sie doch vorrücken!“

Der Kommandeur muß wohl den schwersten Kampf seines Lebens bestehen. Hinter der Stirn arbeiten die Gedanken wie im Fieber.

Ganz da vorn muß der Gegner sein. „Hinter ihm her und auf ihn“, sagt das Gefühl. Der Befehl der Division steht dagegen. Der ganze Plan, der auf ein höheres Ziel

gerichtet ist, gerät in Gefahr, wenn jeder selbständig handelt. Die Offiziere und Soldaten hängen an seinen Lippen. Die Pflicht, das Wissen um die Verantwortung siegen.

Der Bauer fällt auf die Knie und wimmert hoch und schrill: „Die Frau — meine Frau — unser Kind. Ach Gott, ach Gott! Sie haben doch nichts getan.“ Der Oberkörper fällt vornüber, die breiten Schultern werden von einem Krampf geschüttelt. Zuletzt röchelt er nur noch, lallt unverständliche Worte in die Erde, in den Himmel hinein. Irgend jemand muß dieser Jammer doch endlich rühren!

„Weil sie Deutsche sind“, wiederholt einer mit heiserer Stimme und sieht sich wie ein Träumender um. Die Frauen weinen, der Bauer schluchzt, von überallher kommt der wimmernde, hilflose Ton der Verzweiflung. Und doch leuchtet die Sonne hell und jung von einem schimmernd blauen Himmel herab. Die Gärten vor den Häusern strömen immer noch über in den herbstlich bunten Farben von Dahlien, Astern, die Sonnenblumen wehen wie gelbschwarze Fahnen über die Zäune hinweg.

Die Meldereiter jagen über die Felder neben der Straße, preschen durch Maisfelder, setzen über die Wassergräben. Im Graben finden sie drei Zivilisten, die feige im Bewußtsein ihrer Verbrechen zitternd zu entkommen versuchen. Kurzes Verhör. Gegenüberstellung.

Wenigstens drei von den Bestien hat man gefaßt. Schüsse krachen. Drei Gestalten liegen im Straßengraben.

Marschieren! Endlich wieder marschieren!

Rechts von der Straße liegt ein Ententeich mit grünen Wasserlinsen besetzt. Ich habe plötzlich das Gefühl, daß mir jemand einen Stoß gegen die Brust versetzt. Otto flüstert mit weißem Gesicht unverständliche Worte, seine ausgestreckte Hand deutet auf den Teich. Werner stammelt entsetzt: „Wahrhaftig, ein Mensch!“ Jetzt sehen wir alle das Gräßliche, Unfaßbare: Eine armselige Hand, vielleicht von einer Frau, vielleicht von einem Kind, reckt sich aus dem Teich; erstarrt greift sie nach dem Leben, verloren entglitt das Leben. Die Hand blieb regungslos, flehend, anklagend. Niemand konnte ihr helfen. Niemand wird es später glauben, daß so viel Jammer sich auf einem Stück Erde vereinigen konnte.

„Gemordet, weil sie Deutsche sind. Nur weil sie Deutsche sind.“ Der Hauptmann sieht über seine Männer hinweg. Seine Stimme dringt flirrend wie Stahl in die Herzen. Sie dringt weiter hinaus in die Unendlichkeit, tausend vernehmen sie, hunderttausend, ein ganzes Volk.

Der Marsch formt die Männer zu Soldaten. Der Krieg macht sie hart und zäh. Das Elend läßt sie zu Kameraden werden. Die da gemordet sind, verschleppt wurden, wir unterm Stahlhelm, am Gewehr, Fahrzeug, im

Flugzeug, im Panzer, wir alle gehören zusammen zu einer verschworenen Gemeinschaft: Deutschland! Noch nie zuvor haben wir das so empfunden wie jetzt.

Der große Ring muß geschlossen werden. Eine ganze Armee befindet sich in der stählernen Klammer, die wir schmieden helfen. Jetzt endlich erfahren wir auch, wie nahe der Sieg ist, und der Gedanke lindert den Schmerz.

Noch einmal stellt sich der Feind.

Weit auseinandergezogen empfangen ihn die Kompanien. Die Artillerie dröhnt in wütenden Schlägen los. Maschinengewehre bellen. Wir liegen im Gutshof, geduckt vor den fliegenden, surrenden Infanteriegeschossen. Die Geschosse schlagen handbreit über unserer Gruppe ein, drüben im Acker muß ein Schützennest sein. Wenn jemand den Kopf hebt, surrt das Geschoss. Die beiden Pferde eines Gefechtswagens brechen tot zusammen. Verwundete kommen von links und wollen verbunden werden.

Plötzlich schießt sich die polnische Artillerie auf den Gutshof ein. Volltreffer, und noch einmal Volltreffer. Losgerissene Pferde rasen wie toll umher. Fahrzeuge werden in wilder Hast aus dem Hof gefahren. Eine Panzerabwehrkanone, die letzte auf der Anhöhe, wird in eine gedeckte Stellung gebracht. Mit ungeheurem Krach zerschlägt ein Volltreffer mitten auf dem Hof

Pferde und Fahrzeug, schleudert die Trümmer gegen das Scheunentor.

„Hilfe — Sanitäter!“

Zwei Verwundete werden an unserer Deckung vorübergeführt, gebückt und blutend, ich springe auf, will vorwärts laufen, den Kameraden helfen, fühle eine Sekunde, wie mich eine Faust zurückhält, in diesem Augenblick birst der Himmel. Fünf Schritte entfernt um die Ecke herum ist die Granate eingeschlagen. Die beiden Verwundeten liegen blutig und regungslos am Boden, ein Soldat taumelt hoch.

„Befehl: den Hof räumen!“

Die Verwundeten auf einen Wagen, heraus aus dem Hof, hinter die Straße in Stellung. Eine Sekunde glimmt der Panikfunke auf. Schrapnellwölkchen stehen puffend in der Luft. Krachend tasten die Granaten das Gelände um den Gutshof ab.

Wir wühlen uns mit den Händen Löcher in den Sang, bauen uns Gewehrauflagen. Neben uns wird ein Panzerabwehrgeschütz in Stellung gebracht. Gespannt und wachsam erwarten wir den Durchbruch. Drüben im Acker bewegen sich Gestalten: Laden, zielen, feuern!

Der Angriff erstickt, ehe er sich entfaltet, an den sich immer wieder von selbst bildenden Widerstandsketten.

Die Stunden schleichen dahin; aber ganz unversehens kommt doch der Abend und dann die Nacht. Das Feuer schweigt. Wir liegen an einem Hang hinter dem Gutshof und schlafen. Das Bewußtsein ist ausgelöscht, die Glieder bleiben verkrampft. Ringsum werden Nester für schwere Maschinengewehre ausgehoben, Panzerabwehrgeschütze, hinter Zweigen und Stroh getarnt, aufgestellt. Es wird mit einem neuen Durchbruchversuch einer starken feindlichen Übermacht gerechnet. Leuchtflugeln sprühen links und rechts auf.

„Verwundete müssen von vorn geholt werden.“

Eine Stimme wandert in der Dunkelheit zwischen den Schläfern hindurch, jemand stolpert gegen Gewehrpyramiden: „Verwundete zum Verbandsplatz tragen!“

Die Müdigkeit eines Tages mit vierundzwanzig Stunden, eines Marsches ohne Rast, des Gefechtes und Entsetzens vor den Greueln hat unseren Willen gelähmt. Nur schlafen, liegen, ausruhen. Köcheln und tiefes, stöhnendes Schnarchen antwortet.

Einer zieht die Beine schmerzend an sich. Den Oberkörper aufgerichtet, hochtaumelnd tastet er zum Gewehr, zwei, drei Mann hinter ihm, stolpern wir über das Feld und dann den Weg den Hang hinauf zum Gutshof. Langsam, langsam, Schritt vor Schritt. Einer flüstert: „Hat jemand noch eine Zigarette?“ Stumm tappen wir

zum Gutshof. Überall neben der Straße röcheln die  
Schläfer. Die Fahrzeuge sind zwischen die Bäume ge-  
fahren. Der ganze Wald atmet gespenstlich regungsloses  
Leben. An der Kreuzung übernehmen wir Verwundete  
auf Bahren, einer hat einen schweren Oberschenkelschuß.  
Die Last zieht nach unten. Der Verwundete spricht leise,  
er lebt noch: Ist es nicht ein großes Wunder? In kleinen  
Gruppen tappen neben uns andere Verwundete zurück  
zur Verbandstelle hinter der Strohmiete. Der Arzt nimmt  
sie in Empfang. Beim Schein einer Taschenlampe legt  
er Verbände an, ein gutes Wort stärkt. Bald wird auch  
der Sanitätswagen kommen: Morgen früh seid ihr im  
Lazarett!

Neben dem Gutshof liegt der tote Sanitäter. Mitten  
aus der Arbeit heraus hat ihn die Granate gerissen. Zu-  
rück zum Verbandsplatz. Hinlegen, schlafen. Aber da  
reißt uns der Befehl hoch: „Fertigmachen!“ Stumm  
marschieren wir nun zum drittenmal am Gutshof vor-  
bei, bis zum Dorfeingang. In der Hälfte des Dorfes  
sitzten noch die polnischen Abteilungen. Die Gefechtsfahr-  
zeuge werden auf das Feld links von der Straße ge-  
fahren. Zwischen Schürzenlöchern, MG.-Ständen und  
Kuscheln von Unkraut setzen die Soldaten ihren unter-  
brochenen Schlaf fort.

Um ein Uhr übernehmen Werner und ich die Wache.

Undurchdringlich schwarz lastet die Nacht über der Welt. Irgendwo in der Ferne weiter zurück blitzt alle drei Minuten Mündungsfeuer auf, ein betäubender Schlag, und dann orgeln und rauschen die schweren Geschosse über das Dorf hinweg in die polnischen Stellungen und Straßen. Ein zorniges Krachen, dumpf dröhnend vergrollt der Aufschlag. Pausenlos hämmert die deutsche Artillerie. Wir beiden Posten tasten uns Schritt vor Schritt um das Lager. Die Fahrzeuge heben sich nur als schwache Silhouetten vom Horizont ab, überall atmen und schnarchen die Soldaten, eng aneinander gerückt. Weiße Leuchtkugeln steigen in der Nähe auf, sprühen und verzischen. Der helle Schein spiegelt sich sekundenlang im Stahlhelm auf dem Soldatengrab neben dem Faun. Das Kreuz steht schwarz und starr wie eine Mahnung. Eine Melodie steigt in der Erinnerung auf: „— dringt Eurer Kasse Traben ins Grab — Viktoria, daß wir gesieget haben, weiß ich, Viktoria!“  
Schlaf in Frieden, Kamerad!

Zwischen den beiden Strohmieten schlafen die Offiziere des Bataillonsstabes. Ein Feldtelefon summt von Zeit zu Zeit! Der Funker nimmt mit krächzender Stimme Meldungen entgegen, bis zur Bewußtlosigkeit erschöpft liegt er neben dem Apparat. Immer, wenn ihn der Schlaf erreicht hat, tönt der Summer; er hört nicht das

Krachen und Sauchen der Granaten, er achtet nur auf den leisen Summer.

Ein leiser sprühender Regen weht über die Schläfer. Ein Falter und sauchender Wind steht auf. Endlos dehnen sich die zwei Stunden. Manchmal bleiben wir stehen. Atmen zwischen den Sträuchern, ein gestammeltes Wort, Schnarchen und Köcheln auf der Erde, sprühender Regen und da drüben das Mündungsfeuer. Gleich darauf das Orgeln der Granaten und die Explosionen. Ganz in der Ferne manchmal tack, tack, tack — Feuerstöße eines MG.

Endlich können wir die Ablösung wecken.

Fünf Uhr zehn Abmarsch.

### Der Spähtrupp

Wir taumeln langsam und schwer aus den Ginsterbüschen und Löchern hoch und tasten uns zurecht.

Das Sauchen und Taulen, das Flattern und Köcheln schwerer Geschosse über uns, weit unter dem schwarz verschleierten Himmel hat aufgehört. Die weißen Leuchtfugeln flattern nicht mehr in die Höhe. Der nasßkalte Atem des Regens bleibt in den Wolken. Unentschlossen steht der junge Tag an der Schwelle von Leben und Tod.

Wir marschieren ihm entgegen. Unsere müden Schritte schurren über die Landstraße. Hufschlag, Wagenknarren,

das Knattern und Bellen der Motore, Befehle, Schnauben der Pferde, ferne und nahe Rufe und in der Weite einzelne peitschende Schüsse: die ewig gleichen Geräusche dieses großen Vormarschs sind wieder in unseren Ohren. Hinter uns bleibt der Wirbel eines heißen Kampftages, vor uns aber steht immer noch der Feind. Also weiter! Die Glieder schmerzen, die Augen brennen, die Kehlen sind heiser und trocken. Den Blick nach vorn gerichtet.

Links im Straßengraben kommt uns ein Trupp Kameraden entgegen, ein Spähtrupp direkt aus der feindlichen Linie. Seltsam regungslos verharret der Trupp am Sang. Wir sehen die Helme, die Gesichter, harte männliche Gesichter, die Hände sind fest um die Gewehre gespannt. Plötzlich gehen wir mit klopfenden Herzen auf die Gruppe zu. Bläß und spitz sind die Gesichter der Kameraden, ihre Hände regen sich immer noch nicht. Mit einem Schritt Abstand, leicht nach vorn gebückt, lehnen die Männer hintereinander. Der Stahlhelm überschattet tote Augen.

Unbekannter Spähtrupp vom Feind zurück! Fünfzig Schritte von uns entfernt hat sie der Scharfschütze Tod ereilt. Der Mund verschweigt nun, was die Augen erspähten. Niemand hat in der Nacht ihren letzten Ruf gehört. War es ein Fluch, ein Stöhnen, oder der Gruß an eine Frau, ein Mädchen in der Heimat? Oder die Meldung: Achtung, Kameraden! Starke feindliche Kräfte im Dorf!

Kurz vor dem Ziel löschte der Tod sie aus, und doch sind die vier Männer gerade jetzt im Tode Inbegriff soldatischer Pflichterfüllung. Ihre ausschreitende Bewegung trägt noch jetzt den Schwung, der uns tage- und wochenlang, jede Stunde und jede Minute erfüllte. Hart und verschlossen sind die Gesichter, schmal und fest der Mund: „Und wir haben doch gesiegt!“ Größe, Stolz und Erfüllung liegen in ihrem unnahbaren Blick. Und der Befehl: „Weiter, Kameraden!“

Wir hören den Befehl im Wirbel unseres Herzschlages, im Klopfen unseres Blutes. Wir nicken den Männern zu, wir straffen unseren Schritt und marschieren. Ich habe dem dritten in die Augen gesehen, es war der Jüngste von ihnen: „Grüß die Heimat und: Vergesst uns nicht!“

Ich muß schlucken und noch einmal nicken. Marschieren, noch schneller marschieren. An der Biegung wenden wir uns noch einmal um. Einsam und fern verharret der Spähtrupp am Grabenrand, das Gesicht zur Heimat, groß im Bewußtsein erfüllter Pflicht.

Weiter, immer weiter!

Die Artillerie schweigt. Es fällt auch sonst kein Schuß mehr in der Nähe. Die Polen haben in der Nacht ihre Stellung geräumt.

Überall verstreut liegen die Leichen der polnischen Soldaten. Maschinengewehrspuren an allen Wänden, geborstene Mauern, eingestürzte Häuser, qualmender Schutt. Die Brücke liegt zersprengt im Wasser, rauschend und gurgelnd sucht sich der kleine Fluß seinen Weg. Neben der vormarschierenden Truppe trampelt eine herrenlose schwarzweißgefleckte Kuh. Plötzlich erschüttert ein furchtbares Krachen die Luft. Deckung. Artillerievolltreffer? Die Kuh fällt zerrissen um. Pferde bäumen sich hoch auf. Die Pioniere neben der Brücke klären auf: eine Mine ging in die Luft, verletzt wurde niemand, die Kuh hat vielleicht vielen Kameraden das Leben gerettet. Weiße Warnungsfäden werden um das minenverdächtige Gelände gezogen. Der Vormarsch darf jetzt keinen Augenblick stillstehen. Weiter, schneller marschieren, die Fühlung mit dem Feind muß wieder aufgenommen werden.

Neben der Straße liegen polnische Verwundete, einer bewegt müde und hoffnungslos die Hand; wo der Fuß war, ist jetzt ein blutiger Klumpen. Ein anderer daneben richtet sich mühsam halb auf und sagt leise und gequält ein paar Worte. Ein Volksdeutscher, der im fremden Heere dienen mußte und einen Brustschuß erhalten hat. Seine Augen starren fiebernd und bewundernd die Fahrzeuge, Pferde und Soldaten an. Der Sanitäter brennt

ihm schnell eine Zigarette an. Brot und Fleisch werden herübergereicht, weiter, immer weiter. Der Volksdeutsche raucht nicht und isst nicht, er sitzt und starrt, das Wunder der Heimkehr vollzieht sich auch an ihm, schmerzend noch und anders, als er es sich einmal erträumt hat.

„Was ist das für ein Krieg?“ sagt Otto vorwurfsvoll.

„Anschauungsunterricht für den Versailler Wahnsinn“, sagt Werner zornig. „Wer es noch nicht begreift, dem ist nicht mehr zu helfen.“

Waffen, Uniformstücke, Ausrüstungsteile liegen auf der Straße und auf den Feldern zerstreut umher. Die Regenwolken treiben tief herab, und dann reißen sie auseinander. Es regnet mit dichten, schweren Tropfen. Das Bataillon marschiert, die Zeltbahnen über den Kopf gestreift, grau, grün, gelb gefleckt, durch die Pfützen und den Schlamm, die Wege lösen sich immer mehr auf. Die Pferde dampfen.

Am Rande eines Waldes steht ein junger Bursche, hält eine Kuh am Strick und tastet weinend mit der freien Hand in die Luft. Die Kuh läuft in die marschierende Abteilung hinein. Die Soldaten fluchen, der Junge tastet hilflos um sich her. Da erkennen sie, daß er blind ist. Der Dolmetscher erfährt seine Geschichte: Blind und hilflos haben ihn die flüchtenden polnischen Bauern zurück-

gelassen, mit furchtbarer Angst glaubt er sich den Deutschen ausgeliefert, den Kopf voll wüster Erzählungen über sein Schicksal.

Aus einem abseits gelegenen Hof wird ein Bauer geholt, der den Befehl erhält, sich des Blinden anzunehmen.

Weiter. Quer durch die Felder, dann über eine schmale, lehmige Straße. Die Fahrzeuge gleiten wie Schlitten zur Seite, bleiben stecken, müssen herausgeschoben werden. Eine Abteilung Paß versucht zu überholen, Geschütze und Fahrzeuge rutschen unaufhaltsam in die Gräben, schlagen um. Es wird geflucht und kommandiert. Die Stangen von einer Viehkoppel, Bretter, Säcke, Steine füllen die Löcher. Alle Männer packen zu: Heraus mit den Fahrzeugen. Mit zitternden Flanken, schweißtriefend stemmen sich die Pferde. Die Männer hängen in den Speichen. Zentimeter um Zentimeter bewegen sich die Fahrzeuge. Wie mit Zentnergewichten hängt der Lehm an den Stiefeln. Ertrinkt alles im Schlamm? Soll der Vormarsch hier steckenbleiben?

Gluchend, stöhnend, ächzend bewegt sich das Bataillon weiter. Die Pferde brechen in die Knie, sie müssen wieder hoch. Die Menschen können nicht mehr, aber der Gedanke an die Pflicht treibt sie weiter. Der Vormarsch darf nirgends mehr ins Stocken kommen. Da erreichen wir endlich die Straße. —

Ein paar Tage später erscheint der Vormarsch noch einmal gefährdet. Auf offenem Feld muß das Bataillon halten, ab und zu kommt eine Granate und schlägt heulend und krachend nicht weit von den Kolonnen ein. Es gibt kein Ausweichen nach links und rechts. Über dieses Feld geht der Marsch, auch das gehört zu dem großen Plan.

Einmal müssen wir halten, wir liegen in der Sonne in Sandlöchern, essen und schlafen. Otto blinzelt in die Sonne und spielt auf der Mundharmonika sein Lieblingslied: „Kornblumenblau sind die Augen der Frauen am Rheine —“

Pausenlos spielt er mit Inbrunst immer denselben Schlager. Kradräder wühlen sich durch den Staub.

„Sertigmachen!“

Das Bataillon marschiert weiter. Der Feldweg endet in einem feuchten Acker. Der Acker ist grundlos. Die Fahrzeuge wühlen sich immer tiefer ein. Halt. — Halt! Eine Stunde vergeht, zwei, drei, vier Stunden. Am Nachmittag halten sie noch am gleichen Fleck. Die Munitionswagen einer Artillerieabteilung überholen auf der rechten Seite, jedes Fahrzeug mit vier und sechs Pferden bespannt, jagen sie vorbei. Die Peitschen knallen auf die Pferderücken, die Pferde reißen an den Strängen. Ein Fahrzeug bleibt stecken. Tief eingewühlt versinken

die Räder. Die Kolonne reißt auseinander. Die Geschütze brauchen Munition, sonst setzt sich der Feind fest. Alle Hände greifen in die Speichen. Fluchen und Schreien, die Müdigkeit und die Spannung entladen sich in diesem Toben. Die Pferde reißen nach vorn und zur Seite.

Der Krieg hat ein hartes Gesicht, er muß manchmal ohne Erbarmen sein. Die Pferde ziehen endlich an, in wildem Galopp taumelt der Wagen der Kolonne nach. Rasch kommt heute die Nacht. Zwei Stunden später wiederholt sich das Bild. Fertigmachen! Die Gefechtsfahrzeuge kommen nicht weiter. Schritt für Schritt muß erkämpft werden. Die Nacht ist finster und verschlossen. Hau ruck, hau ruck, alle Männer an die Speichen, geschoben, mit der ganzen Last des Körpers dagegen, und wieder ein Stück geschafft. Die Pferde taumeln und lassen sich fallen. Sock, weiter! Alle Mann zugleich: hau ruck, hau ruck. Das Bewußtsein reagiert nur noch auf die Rufe, und die Bewegungen sind mechanisch. Der Schweiß rinnt und rinnt, die Sachen fleben am Körper. Das Gewehr schlägt gegen die Hüfte.

Weiter!

Der Zug hat endlich feste Straße erreicht.

Auf der Straße bricht Lisa, das Sandpferd, zusammen und steht nicht mehr auf. Otto spricht mit ihm wie mit

einem  
den  
dauer  
altes  
der  
Ab  
gefäß  
Li  
„Zur  
„D  
stamm  
melde  
„A  
„A  
in der  
Sabe  
J  
den  
einar  
hält  
paar  
schla  
Kon  
festig  
5°

einem Kind: „Gute alte Lisa, steh doch auf, tu mir doch den Gefallen, Lisa, es kann doch nicht mehr lange dauern, gar nicht mehr lange. Steh doch auf, bitte, altes Mädchen. Wir brauchen doch unseren Wagen, der Krieg ist doch noch nicht zu Ende.“

Aber Lisa zuckt nur mit dem Ohr, in das Otto hineingeflüstert hat. Sie kann wirklich nicht mehr.

Eine harte Stimme fragt aus der Nacht heraus: „Zum Donnerwetter, warum geht es nicht weiter?“

„Das Pferd, unsere Lisa — sie steht nicht mehr auf“, stammelt Otto. Der Fahrer erkennt den Offizier und meldet.

„Ausshirren. Erschießen. Ersatzpferd einspannen.“

„Ade, Lisa“, nickt Otto dem schwarzen Fleck zu, der in der Finsternis zurückbleibt. Wir sehen starr geradeaus. Haben wir nicht alle einen guten Kameraden verloren?

In einer Nacht beziehen die Kompanien Quartier in den Gärten eines Gutshofes. Zu dritt liegen wir nebeneinander unmittelbar an der Straße. Schräg gegenüber hält ein Leiterwagen. In der Finsternis erkenne ich ein paar schlafende Gestalten auf Stroh. Flüchtlinge. Sie schlafen und werden nicht einmal vom Marschtritt der Kompanie wach. Die Pferde sind an den Obstbäumen festgebunden. Die Männer liegen unter Zeltbahnen auf

einem Arm voll Stroh an der Seite. Mein letzter Gedanke ist: „Wenn noch mehr Fahrzeuge kommen, fahren sie uns die Beine kaputt“, aber dann versinke ich in einen tiefen Schlaf.

Stimmen sind in der Nähe. Kommandos. Ich fahre schlaftrunken hoch. Eine Radfahrabteilung von dreißig Mann fährt vorüber, erkennt die Fahrzeuge, sieht die schlafenden Soldaten, verstummt und fährt erschrocken weiter. Als sie vorbei sind, kommt mir der Gedanke: „Das sind polnische Soldaten in Zivil!“ Ich will etwas rufen, taumele hoch, da kommt die Abteilung schon wieder zurück. Die Wache hat sie angehalten und zurückgeschickt. In rascher Fahrt jagt sie vorbei. Anhalten? Zu spät.

Ich finde jetzt keine Ruhe mehr. Kehren die Radfahrer noch einmal um, weil hier außer den Wachen alles schläft, geschieht ein Unglück. So tappe ich in den grauenenden Morgen hinein.

Kehre unentschlossen um, bis ich neben dem Leiterwagen der Flüchtlinge stehe. Ein Bild des Entsetzens starrt mir unter der Plane entgegen: ein Kind, ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, hält mit erstarrten Fingern die Hand eines jungen Mannes, dahinter liegen auf dem Stroh zwei ältere Männer, regungslos, blutig, tot. Da ist noch einmal das furchtbare Antlitz des Krieges: Männer, Frauen, Kinder, gehegt, gequält, gemordet.

ter Ge-  
fahren  
e ich in  
ch fahre  
dreißig  
lehrt die  
chrocken  
e: „Das  
s rufen,  
ieder zu-  
geschickt.  
zu spät.  
ie Kad-  
Wachen  
h in den  
Leiter-  
ntsegens  
ind, ein  
erstarrten  
er liegen  
s, blutig,  
Krieges:  
ordet.

Gelb und dünn hält das Kind die Hand hoch, es flammert sich an den Bruder; aber das Leben ließ sich nicht festhalten. Der Tod war stärker und ohne Erbarmen. Ein Saugen ist in der Luft, ein Klirren und Rauschen, der Schrei von diesen Tausend Gemordeten, erbarmungslos Hingeschlachteten. Ich höre den Schrei, taumele einen Augenblick vor dem Grauen, aber dann ziehe ich den Gewehrriemen fester an. Wir haben den Tod in vielerlei Gestalt gesehen. Dieser Tod unschuldiger Menschen bleibt das Entsetzlichste von allem. Die Erschlagenen, Zertretenen, Erschossenen auf den Straßen und Feldern, in den Dörfern und Städten, die anklagende Hand im Dorsteich, das unschuldige Kind hier auf dem Wagen.

Auch Leid härtet.

„Sertigmachen!“

Die Schläfer taumeln hoch. Wir stehen ein paar Minuten neben dem Wagen. Ottos gutmütiges, verschlafenes Gesicht hat sich verzerrt, seine Augen sehen immer nur das Kind mit dem spigen, gelben Gesicht. Wiesner, der alte Weltkriegsoldat, spielt nervös mit dem Abzug seines Gewehrs. Werner sieht starr geradeaus. Ein paar Minuten stehen wir so, dann wenden wir uns schroff und gehen über die Straße zu den Fahrzeugen.

Zwanzig Minuten später marschiert das Bataillon.

## Der Sieg

Marschieren und marschieren. Es gibt kein Zurückbleiben. Der Zorn treibt uns, mehr noch als der Befehl. Wir sind müde, zu Tode erschöpft. Wir taumeln aus der kurzen Ruhe hoch, blinzeln um uns und warten schon auf den Befehl: „Weiter!“ Die Müdigkeit verfliegt mit jedem Schritt nach vorn. Der Morgen graut. Wieder ein Tag aus der Ewigkeit dieses Krieges.

Da kommen uns Flüchtlinge entgegen. Erst zehn, dann hundert, dann tausend, zehntausend. In ununterbrochenem Strom quillt uns das Meer der Flüchtlinge entgegen. Männer, Frauen, Kinder, jeden Alters und jeden Standes. Zu Fuß, zu Rad, mit Schiebkarren, Panjewägelchen, mit Leiterwagen und mit herrschaftlichen, gummibereiften Kaleschen. Der King von Kutno entläßt zuerst die Flüchtlinge. Verhungert, durchnäßt müssen sie jetzt den Elendsgang noch einmal zurücklegen, hundert Kilometer, tausend vielleicht, und dabei sind sie schon viele Wochen unterwegs.

Verängstigt, verhezt, verraten, erwarten die polnischen Flüchtlinge vielleicht ein Strafgericht. Aber unser Kamerad „Onkel Otto“ reicht ihnen Brot, eine Büchse Fleisch, und in den Wagen, auf dem die vielen Kinder zitternd und bleich wie verängstigte Vögel hocken, reicht



er seine Schokolade: „Da, du Piepser, du Kleiner und da, Annemarie.“ Die Kinder verstehen kein einziges Wort, aber sie sehen Ottos Augen. Und so wie Onkel Otto handeln jetzt viele deutsche Soldaten. Zorn und Erbitterung drängen sie in solchen Stunden zurück.

Die deutschen Flüchtlinge stehen neben ihren Fahrzeugen und weinen still und glücklich vor sich hin. Ihre Leidenszeit ist von einer Stunde zur anderen zu Ende. Die grauen Kolonnen auf der Straße, das sind ihre

Brüder, ihre Ketten und Befreier. Sie winken mit der Hand, haben die Mützen abgezogen und sagen mit feierlicher Stimme: „Wir sind von Bromberg.“ Oder: „Aus Posen kommen wir!“ — „Aus Thorn.“ Sie fragen nicht. „Ist nun alles zu Ende?“ Sie wissen es ja, und sie nicken, und aus ihren Augen schlägt eine Flamme von Dankbarkeit und Freude und Glauben.

Aber wenn sie von den Wochen erzählen, die hinter ihnen liegen, oder auch von den Jahren, dann gehen sie noch einmal durch ein dunkles, dorniges Tal, so finster und hoffnungslos, wie nur je Menschen für ihr Volkstum gehen mußten. Ihre Augen werden kalt und die Gesichter hart und verschlossen: „Sie haben uns mißhandelt, geschändet, gejagt, gemordet.“ —

„Und alles, weil wir Deutsche sind!“

Der Hauptmann ist unbemerkt zwischen die Gruppe getreten. Er hat jedes Wort verstanden, nun nickt er mit einem hellen, zuversichtlichen Gesicht: „Ihr seid Deutsche geblieben, deshalb wird sich das Leid eines Tages wieder in Freude verwandeln!“ Er hält dem alten weißhaarigen, von Arbeit und Leid gebeugten Bauern mit dem hellen Blick die Hand hin. Sie sehen sich voll an, eine Ewigkeit lang. Ein Volk, lange und schmerzvoll getrennt, endlich vereint, reicht sich die Hand. Im Weitermarschieren kommt uns der Ge-

danke: Das war der feierlichste Augenblick in diesem Kriege.

Gefangene kommen uns entgegen.

Hundert, tausend, hunderttausend.

Pontons, Geschütze, Panzerwagen, ganze Kolonnen Fahrzeuge, Maschinengewehre, Berge von Gewehren, Munition werden erbeutet. Ein ganzes Kavallerieregiment begibt sich in Gefangenschaft. Die Schlacht von Kutno ist zu Ende. Der Geschützdonner schweigt.

Gefangene, Flüchtlinge, ein endloser Strom ergießt sich über Felder und Straßen. Die Orte am Weg sind verbrannt, die Straßen, die letzten Rückzugsstraßen des Feindes, von deutschen Fliiegerbomben zerstört. Gewaltige Krater gähnen, und rings um sie her breitet sich die Vernichtung.

Weitermarschieren. Richtung Weichsel, und dann vielleicht nach Warschau. Eines Tages rücken wir durch eine sumpfige Niederung. Die Bäume rechts und links am Wege sind von der deutschen Artillerie im viele Kilometer weit gelenkten Störungsfeuer zerfetzt worden. Es riecht nach Harz und Erde. Ausrüstungsgegenstände sind überall verstreut. Gefangene werden in einzelnen Gruppen aus dem Walde geführt. In einem polnischen Gutshof hat ein Volltreffer das Dach einer großen

Scheune abgehoben. Da ist plötzlich ein Wald mit Kiefern um uns her, mit rotbraunen Stämmen und leuchtendem Grün. Die Straße führt sandig und ausgefahren über eine Anhöhe und dann in die Niederung. Grüne, saftige Wiesen, umgeben von Weiden und geflochtenen Zäunen, kommen auf uns zu. Die Gehöfte sind sauber und gepflegt.

Werner, Wiesner und ich marschieren in der Spitze vor dem Bataillon. Da stehen am Wege drei kleine Mädchen, zehnjährig vielleicht, blond, blauäugig, erwartungsvoll. Wiesner knurrt bedeutungsvoll:

„Sieh mal an, Ehrenjungfrauen!“

Werner verzieht ein bißchen verärgert den Mund:

„Ausgerechnet hier mitten zwischen den Polacken.“

Nein, wir erwarten nach allem, was hinter uns liegt, nichts Gutes mehr. Da heben die drei Kleinen Mädchen ihre Hände und schmettern mit hellen, piepsigen Stimmen: „Heil Hitler!“

Wiesner läßt vor Schreck seinen Stahlhelm vom Arm abrutschen, polternd fällt der zur Erde. Werner bleibt der Mund offen, und ich stottere nicht sehr geistvoll: „Na, wieso denn? Wie heißt ihr denn?“

„Elisabeth Hermann!“

„Lydia Hermann!“

„Anna Hermann!“

Die drei Mädchen lächeln verschämt. Wir stammeln fast gleichzeitig: „Dann seid ihr ja Deutsche!“

„Unser ganzes Dorf ist deutsch“, sagt das größere von den drei Mädchen mit leisem Vorwurf und fügt rasch hinzu: „Die meisten Dörfer hier herum sind doch deutsch!“

Wir drei stehen herum, sagen verlegen: „Ach so“ und „hm“ und wundern uns noch immer. Das Bataillon kommt rasch näher. Der Kommandeur sieht verwundert herüber: „Na, was ist denn da los?“

„Deutsche Kinder, Herr Hauptmann“, meldet Wiesner und vergift sogar, die Säcken zusammenzuschlagen. „Lauter deutsche Dörfer sollen hier herum sein, hier mitten in der Polackei!“

„Wußten Sie das nicht? Die Weichselniederung ist alter deutscher Siedlungsboden!“ Der Hauptmann lächelt.

„Aber Schokolade eßt ihr doch wenigstens?“ erkundigt sich Werner und wühlt aus dem Brotbeutel alle Reste seiner Soldatenschokolade heraus. Die Kleinen Hände fassen begeistert, aber nicht gierig, zu, sie strahlen sich an, die Gesichter der Mädchen und der Soldaten. Der Hauptmann ruft einen Befehl und reißt sein Pferd herum. Wir drei marschieren mit raschen, langen Schritten weiter. Und plötzlich haben wir das Gefühl, daß wir am Ziel sind. Bauern kommen uns entgegen. Sie

rufen uns ihren Gruß zu, es ist kein lauter Jubel in der Stimme, mehr ein stilles, feierliches Freuen. Die Augen müssen das sagen, was der Mund verschweigt. Soldaten und Bauern nicken wir uns im Weitermarschieren zu. Harte, schwielige Hände werden gedrückt, immer wieder.

„Daß ihr da seid, daß ihr wirklich gekommen seid!“ stammelt ein alter, gebückter Mann mit schlohweißem Haar. Er winkt mit dem Stock, mit der gichtverkrümmten, verarbeiteten Hand. Seine Lippen bewegen sich, aber der Mund bleibt stumm. In den langen Jahren des Wartens haben sie vielleicht verlernt, laut zu sprechen, was das Herz denkt.

Die Augen sprechen. Die Freude weht wie eine Flamme die Dorfstraße entlang, aus den fernsten Gehöften da hinten zwischen den Weiden hinter den Gräben, über die Koppeln hinweg, über die geflochtenen Zäune, von überall her kommen die Menschen.

„Wie zu Hause“, nickt Werner mir zu, und er muß wohl an die Koppeln seiner Heimat in der Nordmark gedacht haben. Grün und dicht steht das Gras auf den Weiden, die Gärten leuchten bunt über die Zäune hinweg, und die Häuser grüßen sauber schwarzweiß und in hellem Blau. Kinder kommen aus einem Weg heraus, ihr Lachen weht über den Weg.

Ein Junge schluckt und stammelt, aber dann bringt er es doch heraus:

„Bleibt ihr denn, bleibt ihr denn nun richtig immer bei uns?“

Die anderen Kinder starren gespannt auf die Soldaten: „Bleibt ihr denn wirklich?“

„Natürlich“, sagt Wiesner betont laut. „Nun sind wir endlich da, und nun bleiben wir natürlich für immer!“

„Ja, ja“, schreien die Kinder durcheinander, fassen sich an den Händen, wirbeln herum und jagen den Weg zurück, den sie gekommen sind.

„Allerhand Freunde hier, was?“ Wiesner verzieht den Mund zu einem breiten, vergnügten Grinsen.

„Das ist der schönste Empfang, den wir uns wünschen können. Jetzt sind wir am Ziel“, nicke ich und muß plötzlich ganz tief Atem holen, weil es mir um das Herz herum so weit wird.

Dann stehen wir an der Weichsel. Otto fährt mit der Zunge über seine Lippen und flüstert leise, als gäbe er ein Geheimnis preis: „So ein Strom, so breit und so schön!“

Breit und silbern kommt der Strom von Warschau herunter, der blaue Himmel spiegelt sich zwischen den Wellen. Das Ufer mit Bäumen und Sträuchern, mit

einem grau verwitterten Bauernhaus breitet sich drüben lockend und grüßend in der Sonne aus. Die Wellen blitzen und glitzern. Enten rufen im Schilf. Dazwischen flüstert und murmelt der Strom. Eine Sandbank, weiß und schmal, hebt und senkt ihren Rücken zwischen Bläue und Silber. Ein schwarzer, zerfallener Fischerkahn ragt wie ein Urtier aus der Flut. Pferde grasen am Ufer, die letzten Reste stolzer polnischer Regimenter. Manchmal heben sie sichernd die Köpfe, und dann wiehert das braune Pferd hell und jauchzend.

„Wie unsere braune Lisa“, erinnert sich Otto. Und dann steigt vor unseren Augen noch einmal Lisa auf: Finstere Nacht hängt über uns, ein Schuß kracht. Lisa konnte nicht weiter. Es kracht und blitzt. Sauchend und orgelnd jagen Granaten unter dem Sternenhimmel, dumpf rumpelt der Aufschlag. Strohmieten und Dörfer brennen. Der ganze Himmel rötet sich, eine Stadt steht in Flammen. Es knistert und heult überall. Ein Maschinengewehr hämmert kurze, zornige Stöße. Das Panzerabwehrgeschütz neben der Strohmiete bellt hell und durchdringend. Rufe: „Achtung, Feuer von links!“ Dann Volltreffer mit betäubendem, flirrendem Schlag, einmal, zweimal, dreimal. „Sanitäter!“ —

Die Toten sind still, und die Verwundeten flagen nicht. Männer, Frauen und Kinder liegen am Wege, gequält,

geschändet, ermordet: „Mein Mann, mein Bruder, der Vater, alle tot, ermordet.“ Die Stimmen wehen herum, aber nun war auch ihr Tod nicht vergebens.

Mit dumpfem Dröhnen feuert die Artillerie. Die Wagen knarren. Die Panzerwagen sind durchgebrochen und kämpfen im Rücken des Feindes, die Infanterie marschiert, Tag und Nacht, über Straßen und Wege, über Äcker, Gräben und Wiesen. Die Männer sinken um vor Erschöpfung. Fertigmachen! Die Infanterie marschiert. Tag und Nacht. Tag und Nacht.

Wie lange sind wir nun schon unterwegs? Die Erinnerung daran weht wie Nebel über den Strom. Eine Ewigkeit dauerte dieser Krieg. Wir beginnen zu rechnen, zählen die Tage. Zwanzig Tage, einundzwanzig, fünf- undzwanzig. Es stimmt. Wir können es nicht fassen. In dieser knappen Zeit sollen wir das alles erlebt haben?

Die Nacht ging vorüber. Jetzt liegt helle Sonne auf dem Strom. Alles hat sich von Grund auf verändert. Auf den Feldern hinter dem Deich geht schon wieder der Pflug. Mit weit ausholendem Schwung wirft der Bauer die Saat aus. Das Leben geht weiter, es siegt über den Tod.

Wir sind am Ziel!

Ruhetage an der Weichsel.

Abends stehen wir auf dem Platz neben den Fahrzeugen, und da singt einer das Lied vom Argonnerwald.

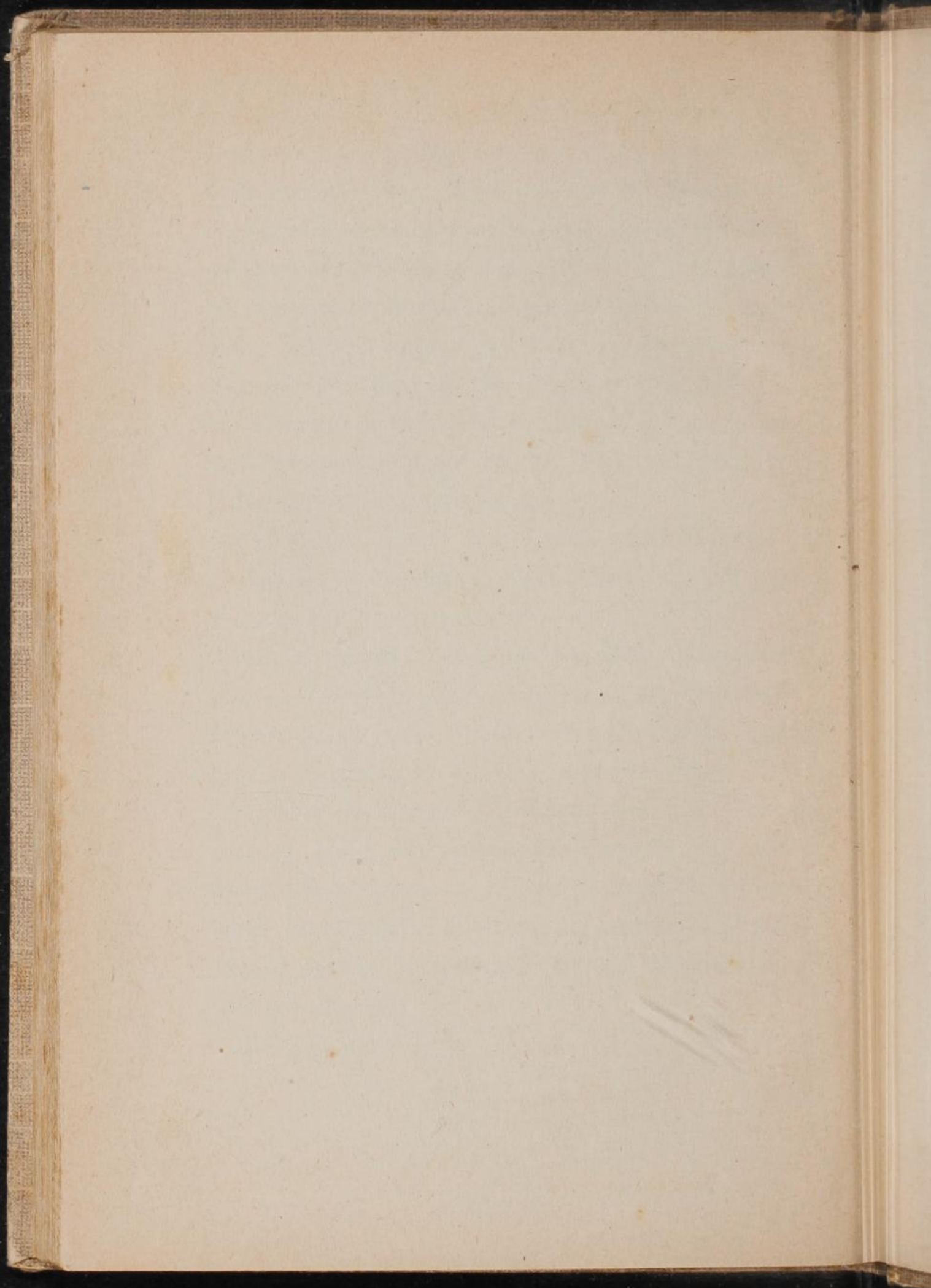
Drei, vier Stimmen fallen ein, und dann singen wir alle. Soldatenlieder vom Schatz und von der Heimat. Es wird so viel von der Heimat gesungen, und die Gedanken wandern mit den Klängen über das Dorf, hoch hinauf bis zum Sternenhimmel und bis zur Heimat. Der Feldwebel hat vom Lehrer eine Geige erhalten, und eine Klampfe ist plötzlich da. Wie nahe wir in dieser Stunde der Heimat sind, von der wir nichts hören und sehen. Der Kommandeur singt mit, der strenge Adjutant, der kleine blonde Ordonnanzoffizier.

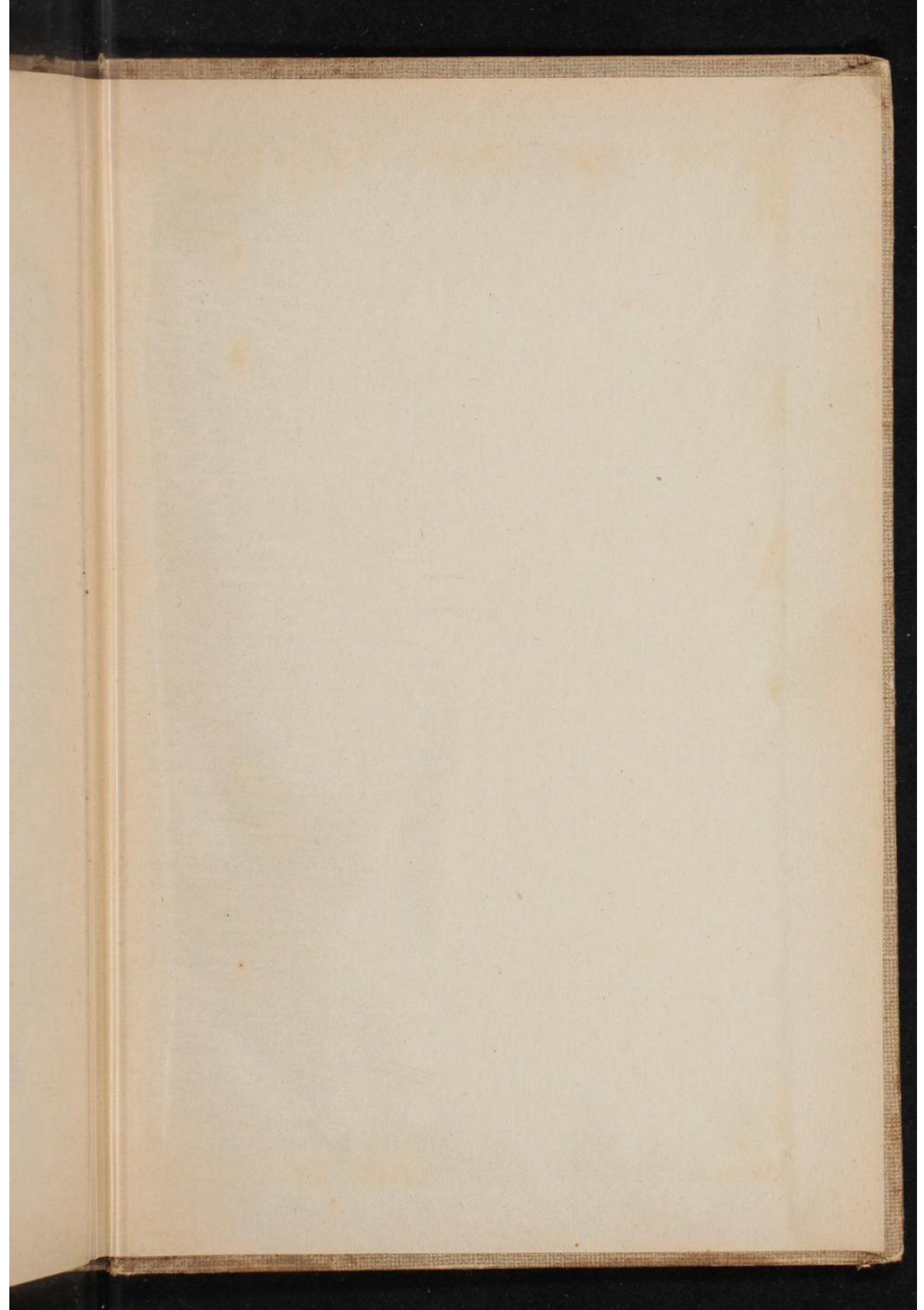
Die Sterne glitzern und funkeln. Der Nachtwind rauscht in den Zweigen: „Teure Heimat sei begrüßt! Sei begrüßt in weiter Ferne!“ —

Wagen knarren in der Dunkelheit. Schon von weitem ruft der Verpflegungsunteroffizier: „Post, Post ist da aus der Heimat!“ Der Wagen fährt auf den Platz. Säcke werden heruntergereicht. Taschenlampen blitzen auf. Wir zittern vor Erregung. Und dann werden die Namen verlesen. Einer nach dem anderen beugt sich über einen Brief. Die Heimat ist da, alle unsere Lieben sind mitten unter uns. Da ist der Brief mit den vertrauten Zeichen. Kerzen flackern, und plötzlich sind die Stimmen ganz leise und feierlich.

Wir sind am Ziel!

r alle.  
t. Es  
anken  
hinauf  
Seld-  
d eine  
Stunde  
sehen.  
nt, der  
  
htwind  
grüßt!  
  
weitem  
t ist da  
. Sätze  
n auf.  
Namen  
er einen  
mitten  
Zeichen.  
en ganz







# Colour & Grey Control Chart

Danes  
Picta

